

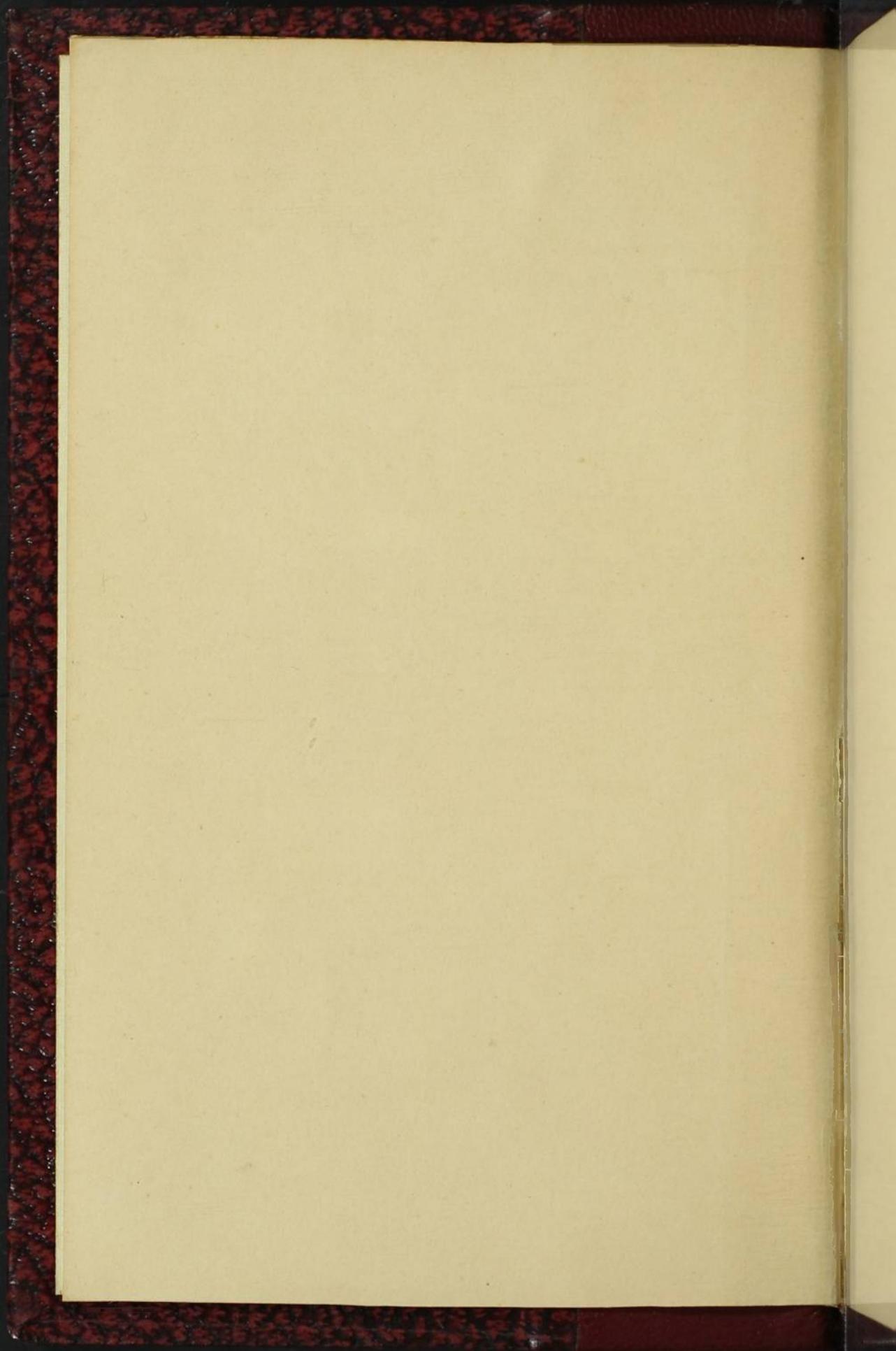


Je ne fay rien  
sans  
**Gayeté**

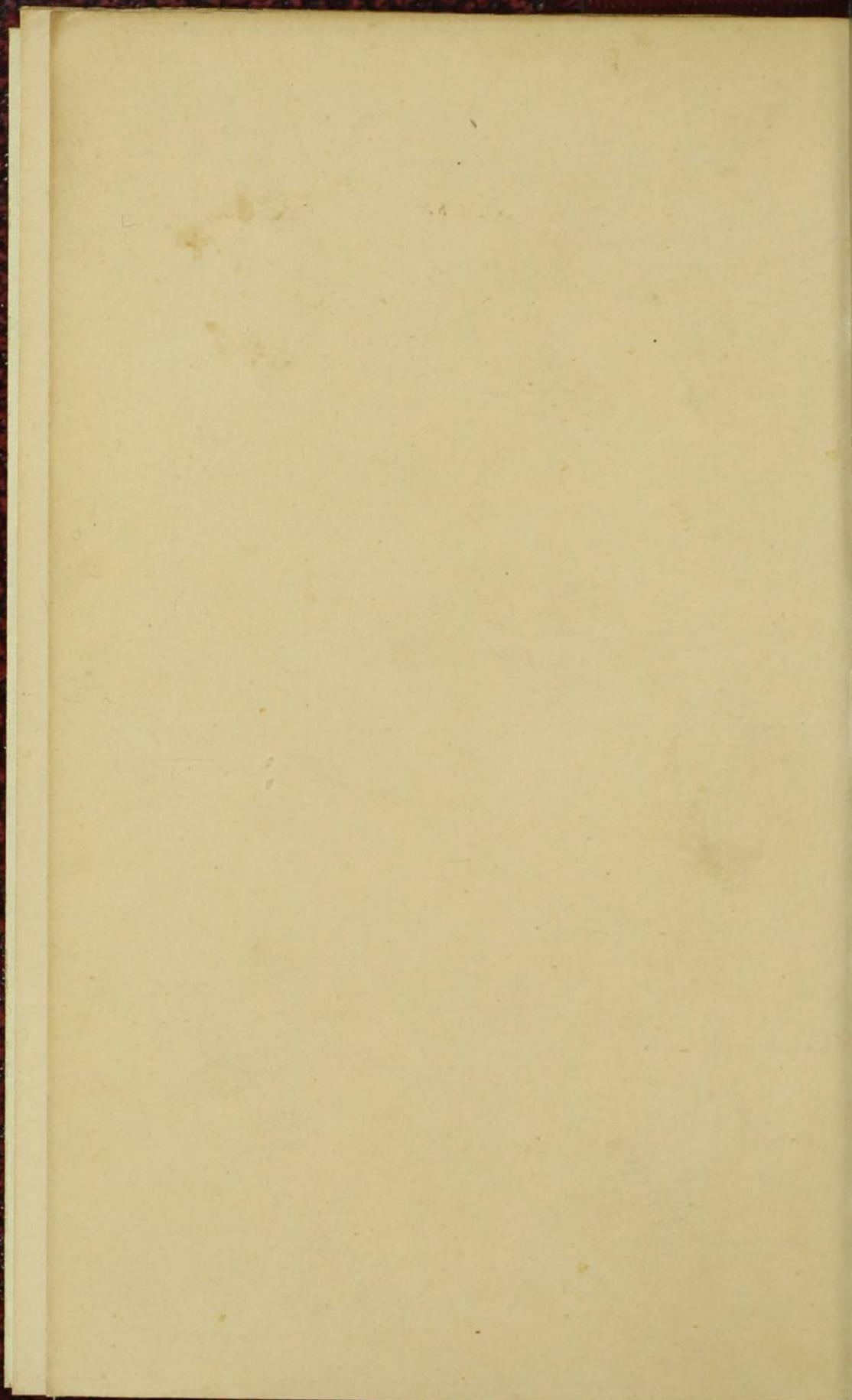
*(Montaigne, Des livres)*

Ex Libris  
José Mindlin









2  
Legis

Aus Chili, Peru und Brasilien.



23620

2

24340  
5

105

Reyt

Aus

# Chili, Peru und Brasilien.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

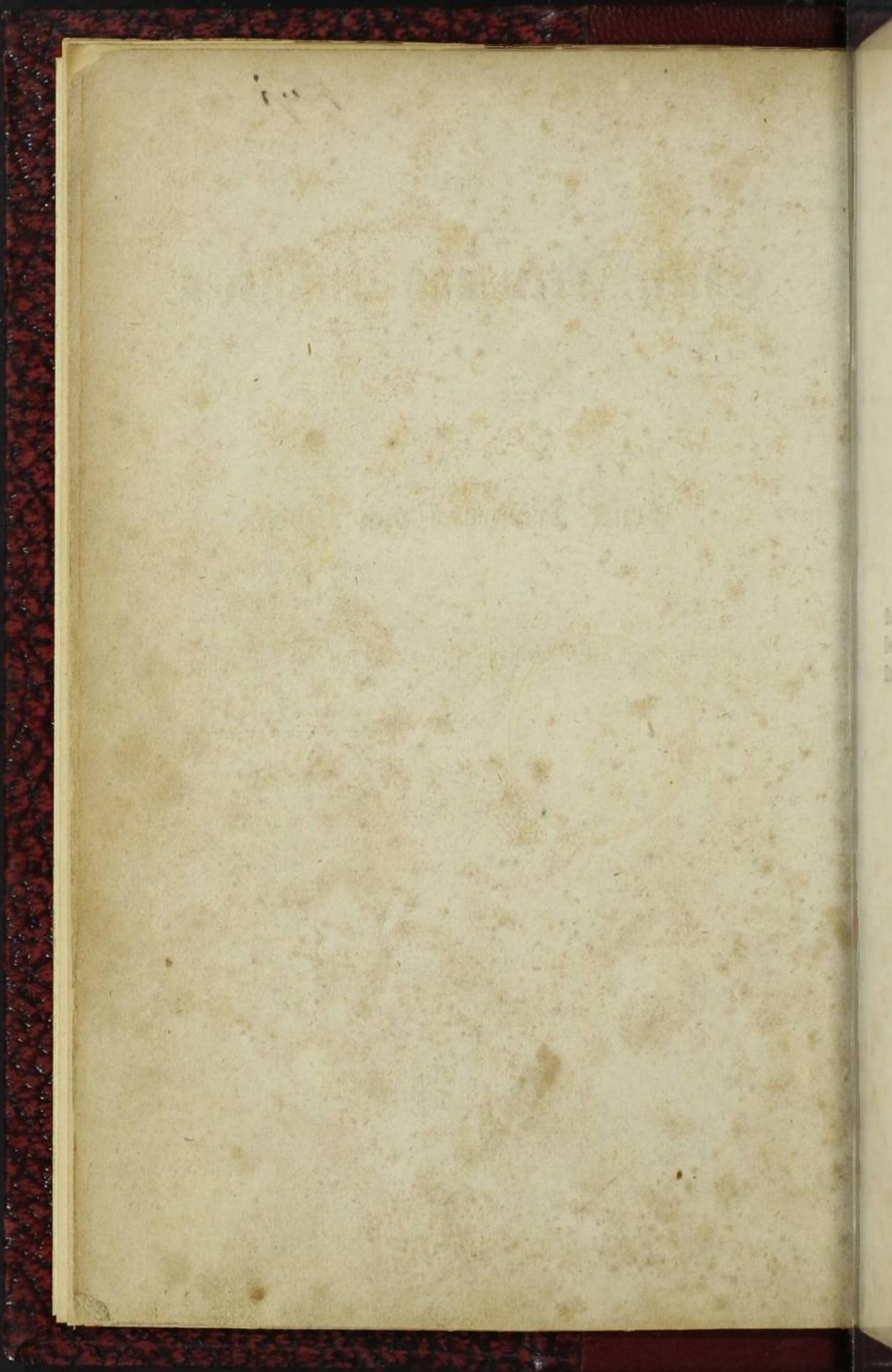
Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zweiter Band.

2

—————

Leipzig,  
Hermann Costenoble.  
1862.

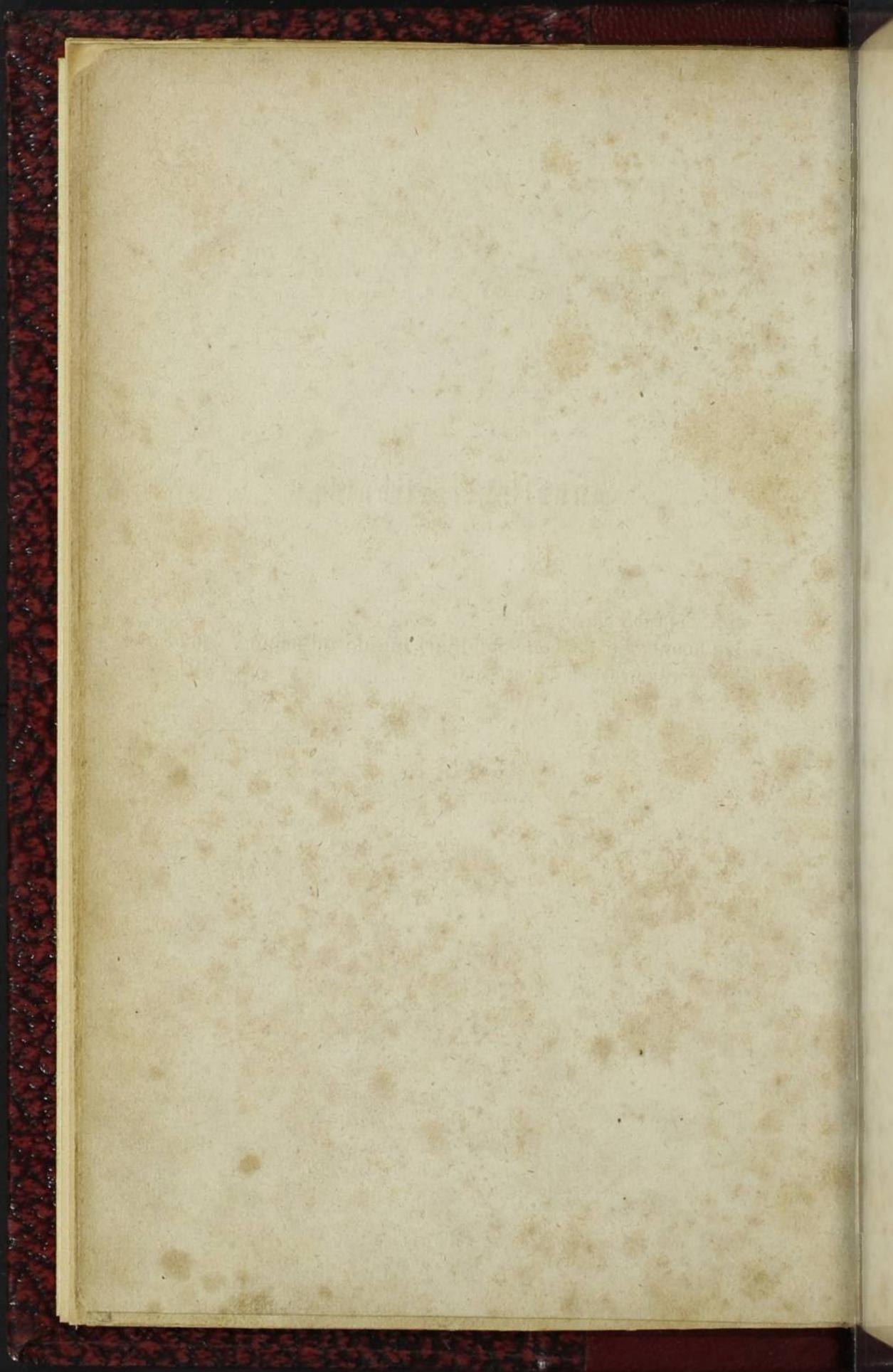


## Inhaltsverzeichniss.

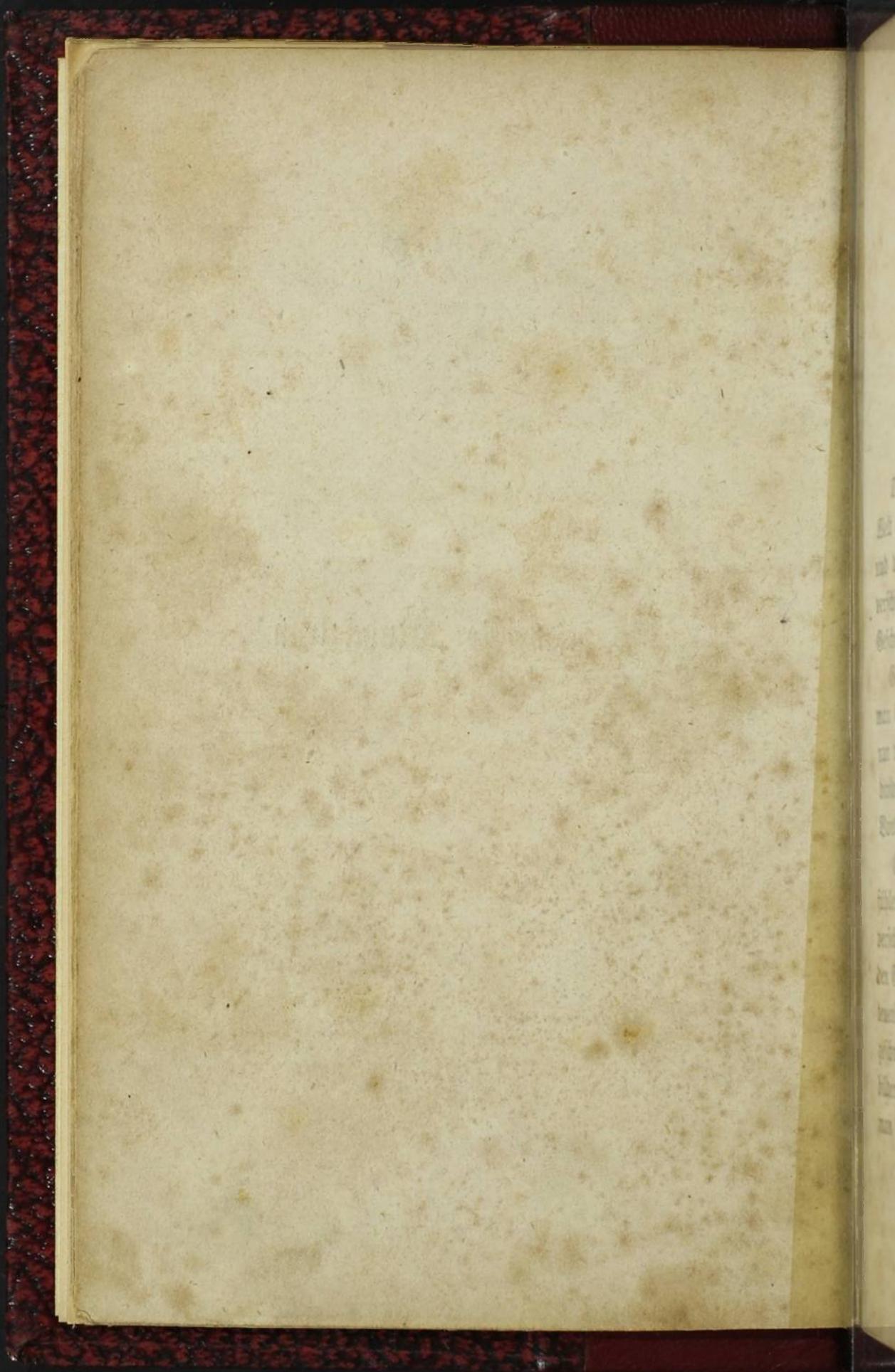
---

	Seite
Die bißende Magdalena . . . . .	9
De leone, de dracone familiari, atque de asino .	117
Die Sennores von Picaracasa . . . . .	197

---



Die büßende Magdalena.



1008

---

Die Brunksucht spricht sich in jedem Lande der Welt auf eine andere Weise aus, und in einem und demselben Lande wieder verschieden bei den verschiedenen Individuen, je nach natürlichem Geschmaeke und nach dem Grade der Bildung.

Ganz der gleiche Fall ist dies mit dem, was man Conform der häuslichen Einrichtung nennt; nur treten hier Geschmaek und Cultur, des Individuums nämlich, vielleicht noch mehr in den Vordergrund.

Es giebt Leute, welche sich am behaglichsten fühlen in einem alterthümlichen, mit Tafelwerk versehenen Gemache, ausgerüstet mit entsprechenden Geräthschaften, und bisweilen auf etwas abenteuerliche Art, mit allerlei sonderbaren Dingen geschmückt, mit Schädeln, Waffen, alten Götzenbildern, Büchern und anderen, für einen Gentleman vollständig entbehrlichen, Dingen.

Anderere finden eine solche Einrichtung durchaus geschmacklos, ja lächerlich, und der Geschmack dieser Leute geht Hand in Hand mit dem Fortschritt der Mode. Was das Allerneueste ist, ist zugleich das Allerschönste. Während diese Individuen die Diener der Mode sind, können sie auf der andern Seite als die vornehmsten Stützen der Industrie betrachtet werden, und wenn man ihren Geschmack auch nicht bewundern kann, so muß man ihn doch eben deshalb loben.

Was Südamerika betrifft, und wir sprechen hier vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, von der Westküste Südamerikas, so kann der Geschmack hinsichtlich der häuslichen Einrichtung ebensowohl, wie jener in Bezug auf Kleidung und Schmuck, ein doppelter genannt werden.

Betreffs der Häuser selbst scheint man ziemlich bescheiden zu sein.

Häufig besteht das Haus nur aus einem Erdgeschoße, oder hat auf diesem nur noch ein einziges Stockwerk. Gebäude mit mehreren Stockwerken sind gewissermaßen Ausnahmen, und dies schon wohl aus dem Grunde, weil hohe Gebäude am meisten von den dort so häufigen Erdbeben zu leiden haben.

Diese niedrigen, einfachen Häuser, welche von

Außen fast alle nur einen weißen Anstrich haben, sind auch im Innern eben so anspruchslos.

Stets ist die Decke aus leichten schmalen, braunen und einige Fuß langen Brettern construirt, mit welchen die Tragbalken bekleidet sind, und der Grund, warum man diese Art Vertäfelung dem Mörtel vorzieht, ist wieder die Häufigkeit der Erdbeben, da die Bretter noch solchen Erdstößen widerstehen, bei welchen bereits aller Mörtel auf die Köpfe der Bewohner herabstürzen würde. \*)

Die Wände dieser Gemächer sind häufig eben so einfach weiß getüncht, wie die Außenseite des Hauses. Tapeten sind selten.

Aber längs diesen weißen, anspruchslosen Wänden sieht man (natürlich ist hier nur von Bemittelten und Reichen die Rede) bisweilen vorzüglich gearbeitete Meubles aus Europa stehen,

---

\*) Ich spreche hier von der Bauart, wie sie, durch die Spanier eingeführt, sich in größeren Städten, Santjago, Lima u., noch bis heute erhalten hat, und zum Theil wohl auch in der Folge erhalten wird. In Valparaiso hat die Spekulation freilich begonnen, große, dreistöckige Häuser aufzuführen, indessen mag wohl ein mächtiges Erdbeben, wie in gewissen Perioden sich solche dort wiederholen, jene Versuche als unvorthellhaft erscheinen, und die alte Bauart wieder in ihr Recht eintreten lassen.

welche dort im Lande wohl das Zehnfache gekostet haben, als bei uns, und häufig Geräthschaften und Luxusgegenstände von edlen Metallen, von welchen ein einziges Stück nicht selten mehr werth ist, als die ganze allermodernste, und in Folge dessen allergeschmackvollste, Einrichtung einer Stube bei uns, natürlich ohne deren Besitzer.

Der reiche Südamerikaner hat also meist ein einfaches Haus, aber eine kostbare und werthvolle Einrichtung.

Hinsichtlich der Kleidung lieben beide Geschlechter, mehr aber noch die Frauen als die Männer, die europäische Tracht, das heißt das, was als Allerneuestes vom alten Continente dorthin gebracht wird, häufig wirklich neu, häufig auch Ladenhüter, vielleicht aus einer kleinen Stadt kommend, aber als „Pariser Waare“ bezeichnet.

Was die Farbe dieser Stoffe betrifft, so liebt man zwar durchschnittlich leuchtende Farben, aber man zeigt in Wahl und Zusammenstellung nicht eben Geschmacklosigkeit, und Grau, Braun, Schwarz findet ebenfalls seine Anerkennung, so gut wie bei den gottseligen, und mitunter auch den gottlosen Damen des alten Continents.

Wie man aber im Hause reiches Gold- und Silbergeräthe liebt, so trägt man auch, leiden-

schaftlich gerne, am Körper Schmuck von edlen Metallen und noch edleren Steinen, und während die Männer Uhrketten, Dosen und Ringe, so schwer wie möglich aus Gold gefertigt, mit sich herumschleppen, funkeln die Damen, bei jedem Besuche, bei jedem Kirchengange, oder ähnlichen Gelegenheiten, im Glanze von Brillanten und anderen edlen Steinen.

Während man also den europäischen Stoffen, der europäischen Mode, den Vorzug giebt, verachtet man es nicht, auch Solides zu schätzen, und behängt sich, bisweilen selbst im Uebermaße, mit Geschmeide aller Art.

Wir fügen noch bei, daß diese Art zu wohnen und sich zu kleiden, sagen wir, dieser Geschmack, allgemein verbreitet ist unter den Reichen Südamerikas, und daß es weniger Ausnahmen von der allgemeinen Regel giebt, als im alten Europa, in welchem sich alle Sonderbarkeiten, Marotten und Geschmacks-Sonderbündeleien eingeschlichen haben.

Wir brauchen jetzt, in Folge des so eben Entwickelten, bloß einfach zu sagen, daß der Sennor Ferando Gualdas, ein reicher Kaufmann in Lima, eines Nachmittags mit seiner Gattin beim Kaffeetische saß, und hinzufügen, daß Beide später einen Besuch zu machen beabsichtigten.

Der günstige Leser weiß jetzt bereits, daß die Sennorita Hilaria Gualdas wie ein Juwelenladen blüht, daß aus Don Ferando's Uhrkette zwanzig der schwersten Ketten gefertigt werden können, wie solche bei uns getragen werden, und daß das, an den weißen, mit Kalk getünchten Wänden umher, aufgestellte Silbergeräthe des Speisezimmers hingereicht hätte, bei uns ein ganzes Haus auf das Anständigste auszuschnücken.

Nachdem beide Gatten längere Zeit schweigend dageessen, brach Sennorita Hilaria das Schweigen, indem sie sagte:

„Ich möchte aber doch eigentlich wissen, was Du gegen den jungen Mann hast?“

„„Hat Dich Magdalena abgeschickt?““ erwiderte statt der Antwort, ihr Gemahl.

„Nein, gewiß nicht, aber es ist doch gar zu auffallend, ihn so plötzlich zu entlassen, ohne allen Grund.“

„„Grund genug.““

„Aber was hat er verbrochen?“

„„Nichts und Alles!““

„Das ist keine Antwort.“

„„Hilaria,““ sagte Don Ferando, „„da Du, so gut wie ich, weißt, warum ich diesen Lugare-

noß zum Teufel jagte, so ist es überflüssig, Dir eine längere Antwort zu geben.““

„Wegen Magdalena?“

„„Nein, wegen seiner selbst! Er ist mir zu viel Caballero. Er ist treu, geschickt, fleißig, aber er ist ein Narr. Man hätte nichts Einfältigeres thun können, als ihn in Deutschland erziehen zu lassen; er ist sentimental geworden, wie sie es dort nennen, und anstatt wirklich zu lieben, liest er die abgeschmacktesten deutschen Bücher, die er mitgebracht hat, und welche man ihm selbst noch nachschickt, und in welchen so viel von Liebe steht, daß man, wenn man sie liest, gar nicht zum wirklichen Lieben kommt.““

„Heil'ge Mutter Gottes, ich glaube, Du wirfst dem jungen Mann vor, daß er nicht liederlich ist, wie —“ sie verschluckte den Nachsatz.

„„Nein, ich werfe ihm nur vor, daß er ein Narr ist.““

„Weil er Magdalena liebt.“

„„Das wäre das Närrischste nicht. Er weiß, daß Magdalena unsere einzige Tochter, und meine Erbin. Aber Das ist verrückt, daß er behauptet, ihr Vermögen sei Nebensache, daß er sie, wie in seinen Büchern steht, um ihrer selbst willen liebt. Ein Kaufmann, und so abgeschmackt!““

„Du hast aber selbst oft gesagt, daß Du keinen reichen Schwiegersohn wollest.“

„„Ja, aber einen, der das Geld zu schätzen weiß, wenn er es auch zur Zeit noch nicht besitzt! Ich weiß Alles, und Du — ebenfalls. Er erklärt sich ihr, sie macht ihm Hoffnung, und er, statt zuzugreifen, und das schöne, reiche Mädchen an sich zu fesseln, so viel wie möglich, tritt jetzt kalt zurück, und will erst mit dem Vater sprechen! Mir setzt er nun auseinander, daß er mein Geld nicht wolle, bloß meine Tochter. Ich sage ihm, das sei keine Kunst, da er wisse, daß Magdalena später dennoch meine Erbin. Da sagt mir der Mensch, den ich dazu in meinen Diensten, allerlei unangenehme Sachen, und geht endlich fort, ohne mich weiter anzuhören.““

„Aber Magdalena liebt ihn ebenfalls.“

„„Die Liebe der Magdalena ist nicht so sonderbarer Art, wie die des Sennor Lugarenos,““ sagte Don Ferando, „„aber gehen wir jetzt!““

Die beiden Gatten gingen hierauf, um ihren beabsichtigten Besuch abzustatten.

Man sieht, daß es unter den Vätern, welche so glücklich sind, Töchter, und nebenbei vieles Geld zu besitzen, eigenthümliche Persönlichkeiten giebt.

Einige wollen pekuniär ebenbürtige Schwieger-  
söhne, viele selbst, wo möglich, noch geldlich höher  
gestellte.

Andere verlangen, daß der Zukünftige ihrer  
Tochter diese allein um ihrer selbst willen lieben solle.  
So passend dies für die betreffende Tochter sein  
mag, so unpassend finden wir diese Ansicht für  
den Vater.

Noch Andere verlangen einen gewissen Grad  
von Bildung von Seite des Freiers, wieder Andere  
endlich sogar Gegenliebe von Seite ihres Kindes!

Der Sennor Gualdas hingegen sah auf alle  
diese Dinge nicht, sondern wollte, daß sein Schwie-  
gersohn vorzugsweise das Vermögen seiner Ge-  
liebten im Auge haben solle, und schalt ihn einen  
Thoren, weil das Gegentheil der Fall sei.

In der That war aber Ambrosio Lugarenos  
auch wirklich ein eigenthümlicher Mensch.

Er war, wie Don Ferando sagte, in Deutsch-  
land erzogen und zum Kaufmann herangebildet  
worden. Er hatte dort viel gelernt, weil er reich-  
liche Gelegenheit hatte und fleißig war, zugleich  
aber war, durch Lust oder Lektüre, auch ein ge-  
wisses schwärmerisches Wesen über den jungen  
Mann gekommen, was, im Vereine mit dem leb-  
haften, ihm angeborenen Temperamente, eine son-

derbare Mischung gab. Solid, selbst im weitern Sinne des Wortes, theilte er keine der Vergnügungen seiner Altersgenossen, aber er verliebte sich, auf die überschwenglichste Weise, in die Tochter seines Prinzipals, und als ihm diese gestand, daß sie ihm nicht abgeneigt sei, sprach er sogleich mit ihrem Vater, welchem er schließlich, nach dessen eigener Aussage, allerlei verfängliche Dinge sagte, worauf ihn dieser aus dem Hause jagte.

Fast gleichzeitig mit dem oben angeführten Zwiegespräche zwischen dem Sennor und der Sennorita Gualdas fand ein anderes statt, dessen wir, zum Theil wenigstens, gedenken müssen.

Die handelnden Personen waren diesmal die Sennorita Magdalena, die Tochter Gualdas', und eine ihrer Freundinnen, und der Ort der Zusammenkunft war das Schlafzimmer Magdalena's.

Natürlich unterhielten sich die beiden Mädchen über den gleichen Gegenstand, über welchen die Alten gesprochen hatten, und Magdalena klagte ihrer Freundin, daß ihr hartherziger Vater sie von ihrem Geliebten getrennt habe.

„Aber Du hättest ja doch die herrlichste Gelegenheit,“ sagte Maria, so hieß die Freundin. „Deinen Ambrosio zu sehen und zu sprechen! Für was tragen wir bis heute noch bisweilen den altspani-

schen manto, für was hast Du Deine alte Amme und Deine Negerin, und für was endlich sieht man sich des Abends auf der Plaza, und nimmt Eiswasser beim Scheine von elenden Talglichtern? Alle diese Dinge sind doch sicher nur deshalb erfunden worden, und überhaupt auf der Welt, damit wir mit unseren Liebhabern ungestört zusammenkommen können."

„„Ach,““ erwiderte Magdalena, „„ich weiß das wohl, aber Ambrosio ist so eigen. Er will nicht.““

„Er will nicht?“ sagte Maria.

„„Ja. Er spricht, es passe sich nicht, eine Jungfrau ohne den Willen, und ohne Wissen ihrer Eltern zu sprechen.““

„Das verstehe ich nicht.“

„„Wir müßten Beide,““ fuhr Magdalena fort, „„die gegenseitige Achtung für immer verlieren, wenn wir heimliche Zusammenkünfte hielten, und ohne Achtung sei keine Liebe möglich.““

Marie schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Das verstehe ich noch weniger! aber sage mir, wie küßte er Dich? so oder so?“

Sie schloß bei diesen Worten Magdalena scherzend in ihre Arme, und küßte dieselbe, wie wir vermuthen, nach einer durch die Erfahrung festgestellten Fuß- und Liebeskala.

„„Ach,““ sagte Magdalena weinerlich, „„er hat mich ja noch gar nicht geküßt.““

Maria schlug die Hände zusammen:

„Ave Maria purissima! welch ein Mensch! Es ist ein Narr, Magdalena, ein großer Narr! Laß ihn laufen, Kind! was thun wir mit Liebhabern, welche uns nicht einmal küssen!“

„„Das sagt mein Vater auch, das heißt, daß er ein Narr sei.““

„Ja, aber was hat er denn überhaupt gethan, wenn er mit Dir zusammen war?“

„„Er gab mir anfänglich Gedichte, welche er selbst verfertigte, und welche sehr schön sind, obgleich ich Vieles davon nicht verstehe, und hierauf sagte er mir, daß er mich liebe, mehr wie sein Leben, und daß er mich heirathen wolle. Er sagte das ganz ernsthaft, aber es war Etwas in Ton und Miene, was mir gefiel, so sagte ich ja. Hierauf ging er zu meinem Vater, und der schickte ihn aus dem Hause. Ich schrieb ihm, und sagte ihm, daß wir uns treffen könnten, bei meiner Amme, bei Dir und selbst zu Zeiten bei uns im Hause. Da schrieb er mir das, wegen der Achtung.““

Das arme Kind begann, bei diesen Worten,

bitterlich zu weinen, und ihre Freundin tröstete die Jammernde, nach besten Kräften.

„Achtung!“ sagte sie, „das ist das Allersonderbarste, ich kann gar nicht begreifen, was er damit meint. Man liebt sich eben, und damit ist die Sache fertig. Kann man sich heirathen, ist es noch besser. Aber warum soll man sich denn achten?“

Die beiden Freundinnen trennten sich endlich, nachdem sie noch lange über Ambrosio und seine eigenthümliche Art zu lieben geplaudert, und das Urtheil Maria's, über den Anbeter ihrer Freundin, fiel nicht zum Günstigsten aus.

Des Abends trafen sich beide Mädchen wieder auf der Plaza.

Die Plaza in Lima, bei Tage der Victualienmarkt, ist in den ersten Stunden der Nacht die Börse der Liebe, auf welcher man Liebesworte, Blicke und Herzen tauscht, und zugleich eine Art Schmuck- und Geschmeide-Ausstellung, da alle Damen dort in reichster Kleidung und mit Juwelen geschmückt erscheinen.

Magdalena entsprach reichlich dieser einen Ob-  
liegenheit einer feinen peruanischen Dame, aber zu ihrem Verdrusse war es ihr nicht möglich, auch der andern zu genügen.

In einer gewissen Entfernung stand zwar Ambrosio, gelehnt an die Bude eines Heladero, eines Verkäufers von, mit süßen Fruchtkästen versehenem, Eiswasser, aber er näherte sich nicht, obgleich ihr Vater nicht anwesend, und erwiderte auch ihre Blicke nicht.

Zwar blickte er, wie sie wohl bemerkte, unaufhörlich nach ihr hin, so oft sie aber die Augen auf ihn richtete, schlug er die seinigen zu Boden, und als sie endlich mit ihrem Fächer eine leise, heranwinkende Bewegung machte, verschwand er.

„Das wäre mein Mann nicht,“ sagte Maria, und die Mutter Magdalenens wiegte bedenklich das Haupt.

Sie mochte denken, was Maria aussprach, aber sie sagte es nicht. —

Man frühstückte im Hause des Don Ferando stets nach europäischer Art Kaffee, und als man sich am andern Morgen im Speisezimmer versammelte, erschien Magdalena, zwar nicht mit verweinten Augen, aber sichtlich trübe gestimmt, und fast übel gelaunt.

Zwei wichtige Dinge lasteten schwer auf ihrem jungfräulichen Herzen, wir wissen nicht recht, ob beide von gleichem Gewichte.

Ambrosio's einfältiges Wesen, wie es Maria

nannte, und seine Liebe par distance, mit der langweiligen Achtung, und dann — das neue Kleid einer Freundin, welche so recht gründlich am gestrigen Abende ihre Feindin geworden, eben dieses neuen Kleides halber.

Der Stoff, so eben aus Paris gekommen, maußgraue, schwere Seide, der Schnitt fabelhaft, — zwar etwas indecent natürlich — aber dennoch fabelhaft reizend.

Dann endlich hatte die Falsche vorher kein Wort von diesem Kleide gesprochen, und jetzt war es da, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, plötzlich, unerwartet und — ohne Zweifel unerreichbar, denn in keinem Gewölbe, das wußte man nur zu sicher, war dieser, oder selbst ein ähnlicher Stoff vorhanden.

In einigen anderen Ländern der Erde, auch sehr schönen Gegenden, wenn gleich nicht so warm und diamantenreich, als Peru, lieben es die feinen und feinsten Damen ebenfalls ausnehmend, das erste Kleid von neuem Stoffe zu besitzen, aber es macht, so viel uns bekannt, nicht in so hohem Grade glücklich, das zweite und dritte desselben Stoffes tragen zu dürfen.

In Peru scheint die entgegengesetzte Meinung zu herrschen, und man beruhigt sich in diesem

Falle über den kurzen Triumph der Feindin oder Freundin; der Ausdruck ist unter solchen Umständen gleichbedeutend, denn man hat jene schmachlich geärgert, wenn man ihr mit demselben Anzuge entgegentritt.

Nach diesen wichtigen und nicht zu umgehenden ethnographischen Bemerkungen kehren wir an den Frühstückstisch des Don Ferando zurück, und bemerken, daß derselbe, trotz der übeln Laune seiner Tochter, sich selbst in der rosenfarbenen Stimmung zu befinden schien.

Es mag sein, daß er gestern, während seine Frau sich auf der Plaza befand, anderwärts gute Geschäfte gemacht hatte, Handelsgeschäfte, oder andere; genug, er war heiter, nahm Kaffee und rauchte Cigaros puros, trotz einem Europäer.

Neben ihm stand eine Kiste geöffnet, aber leicht mit dem Deckel bedeckt, und auf dem Tische vor ihm befand sich ein kleines, rothes Kästchen.

Sennorita Hilaria schien zu wissen, was sich in beiden befand, denn sie äußerte weder durch Worte noch durch Mienen irgend eine Neugierde. Magdalena aber warf, trotz des Doppel-Kummers, nach kurzer Zeit fragende Blicke auf Kiste und Kästchen.

Don Ferando gab mit Worten Antwort auf die stumme Frage.

„Sachen aus Europa,“ sagte er, indem er das kleine rothe Kästchen öffnete.

Wie vorauszu sehen, war es ein Schmuck.

Er ließ ein Halsband durch die Finger laufen, indem er das rechte Licht auf die Steine lenkte, und ein Paar Ohrgehänge ließ er selbst im Sonnenlichte spielen; dann hielt er eines derselben an das kleine Ohrläppchen Magdalena's, und sprach wohlgefällig lächelnd:

„Nicht übel, Magdalena; ich glaube, sie ständen Dir gut.“

Aber diese, obgleich sichtbar aufgeheitert durch den Anblick des Schmuckes, sagte dennoch:

„„Ich weiß nicht. Die Smaragden haben mir nie recht gefallen, wenn sie mit Diamanten zusammengesetzt sind.““

Don Ferando legte schweigend den Schmuck in das Kästchen, welches er wieder verschloß.

„„Was ist denn da in der Kiste?““ sagte jetzt Magdalena, indem sie den Deckel ein wenig lüftete; „„darf ich hineinschauen?““

Don Ferando nickte bejahend.

Im andern Augenblicke kniete seine wißbegierige Tochter vor der Kiste und begann zu kramen.

Leichte Plänkler lagen oben darauf. Fichu's, Canezous, Fanchons, dann einige Chemisetten. Magdalena warf all' diese Spinnweb-Waaren, trotzdem daß sie aus Paris kamen, ziemlich verächtlich bei Seite. „Bagatela,“ sagte sie; dann kamen Echarpes und Ceintures, \*)), welchen sie einen Blick schenkte, da sie glänzten und funkelten wie lauter Gold. Als sie aber im andern Augenblicke bemerkte, daß man mit Blattgold auf Leder einige geschmacklose Zeichnungen aufgedruckt hatte, während bei anderen jämmerlich gepreßte Bronze-Schuppen ihre Erbärmlichkeit auf den ersten Blick nicht verkennen ließen, schob sie auch diese auf die Seite.

„Garullas,“ murmelte sie diesmal.

Dann kam etwas solidere Waare. Das Heer der Mantillen, mit ihren verschiedenen Unterabtheilungen; aber trotz den nicht ganz theilnahmlösen Blicken, welche sie auf diese Schöpfungen der Griselten-Phantasie warf, wühlte sie doch stets tiefer und tiefer.

Die schöne Leserin hat natürlich bereits längst

---

\*) Warum all' Das in der Franken Sprache? Weil all' diese Bagatelas und Garullas (unbedeutende Dinge und Lumpenfram) an den Sennor Gualdas aus Paris gesendet wurden.

errathen, was unten in der verhängnißvollen Kiste steckte, und auch dem schönen Leser trauen wir dies zu.

Magdalena aber schien ebenfalls eine Ahnung zu haben, denn nachdem sie einigen Kleiderstoffen die gebührende Anerkennung gezollt hatte, suchte sie, mit fast krampfhafter Eile, auf den Boden des Kastens zu gelangen.

Plötzlich ein Aufschrei. Alles wurde schonungslos bei Seite geworfen. Nur ein Gegenstand hastig mit zitternden Händen hervorgezogen.

Das mausgraue Kleid!

Es war ein erhabener Moment!

Da kniete nun das schöne Mädchen, halb vor der Kiste, halb vor ihrem Vater, und hatte bereits den Stoff entfaltet, noch knieend Falten legend und glättend, dann wieder ein Stück des Zeuges über ihren Arm legend, und einen provisorischen Ärmel bildend.

„Vater, das giebst Du mir!“

„Das wird schwer angehen. Es sind bloß zwei Kleider von diesem Stoffe aus Europa angekommen; das eine hat, ich weiß nicht wer, das andere, dieses mein Eigenthum, habe ich einer Dame versprochen.““

Magdalene vergoß bereits reichliche Thränen,

aber Don Ferando schien unerbittlich. Endlich sagte er:

„„Warum soll ich mich, um eine Deiner Launen zu erfüllen, Unannehmlichkeiten aussetzen, da Du auf meine Wünsche so wenig Rücksicht nimmst.““

„Was soll ich thun, Vater, sage mir's nur.“

„„Hast Du nicht gestern Abend dem Sennor Lugarenos mit dem Fächer gewinkt.““

Magdalena erröthete leicht.

„Ich will's nicht wieder thun,“ sagte sie hierauf.

„„Magdalena, sei kein Kind. Das ist kein Mann für Dich, für Dich, meine einzige Erbin. Du mußt mir versprechen, mit diesem Lugarenos ernstlich zu brechen.““

„Folge dem Vater,“ sagte jetzt auch Senno-rita Hilaria.

Im Herzen der Jungfrau sprach eine leise Stimme: Nur zwei Kleider sind aus Europa gekommen.

Laut sprach ihr Mund:

„Vater, ich folge Dir!“

„„Du schreibst ihm ab, brichst ernstlich und für immer?““

„Bei der heiligen Jungfrau!“

Don Ferando umarmte zärtlich seine wieder-gefundene Tochter, und diese eilte, sobald sie aus

der väterlichen Umarmung entlassen war, zu der Kiste, um den Mausgrauen zusammenzufalten und an ihr Herz zu drücken.

„„Du kannst die ganze Kiste behalten,““ sagte jetzt Don Ferando, „„was Dir nicht gefällt, magst Du verschenken.““

Magdalena rief sogleich einen Neger, und dieser trug die Kiste auf ihr Zimmer, während sie selbst eilig folgte.

Als sie verschwunden war, warf Don Ferando einen Blick auf den vergessenen Schmuck, und ein leises Lächeln flog über seine Züge. Dann öffnete er ein Schubfach, und verschloß das Geschmeide. Indessen besann er sich eines Andern.

„„Hilaria,““ sagte er zu seiner Frau, „„Hilaria, Du bist ein gutes und verständiges Weib, und hast mir eine große Gefälligkeit gethan, daß Du mir den Kummer des Kindes, des Kleides wegen, und ihr Winken nach dem einfältigen Menschen erzählt hast. Hast Du auch eine Abneigung gegen Brillanten, welche mit Smaragden zusammengefaßt sind?““

Er öffnete bei diesen Worten den wieder hervorgezogenen Schmuck, und reichte ihn der Sennorita.

„Aber, Ferando, er muß sehr theuer sein!“

„„Du bist mehr werth, als alle Brillanten der ganzen Welt,““ erwiederte Don Ferando galant, indem er zugleich seine Gattin zärtlich umarmte.

Dann trennte man sich.

Die Sache war zu Aller Zufriedenheit beendigt.

Wenn der biedere Esau sein Erstgeburts-Recht um ein Linsenmüß verhandelte, und der kluge Jacob, der Stammvater des industriellsten Volkes der Erde, sich nicht entblödete, ihm dieses Geschäftchen vorzuschlagen, warum soll ein Mädchen ihren Geliebten nicht um ein mausgraues Seidentkleid verkaufen, und wer kann den Vater schelten, wenn er, das Glück seines Kindes im Auge habend, dasselbe auf diesen Tauschhandel hinzuleiten sucht?

Sehen wir uns jetzt ein wenig nach dem Sennor Lugarenos um, den wir zwar aus verschiedenen, fast immer mehr oder weniger unschmeichelhaften Schilderungen bereits kennen lernten, welchen wir aber nur einmal flüchtig an der Bude des Heladero, in Person schmachten sahen.

Ambrosio, wie wir ihn jetzt nennen wollen, hatte, nachdem ihm sein Prinzipal den Dienst ge-

kündigt, eine kleine bescheidene Wohnung bezogen, und trachtete vor Allem eine neue Beschäftigung zu erhalten, da er, wenn gleich nicht gänzlich mittellos, doch einerseits nicht einzig von seinem Vermögen leben konnte, und auf der andern Seite nicht ohne Arbeit bleiben wollte.

Da er aber noch keine angemessene Stelle gefunden hatte, so beschäftigte er sich zur Zeit noch einzig damit, an Magdalena zu denken und sich das Glück auszumalen, an ihrer Seite, wie man es zu nennen pflegt, durch das Leben zu wandeln.

Er war ein hübscher, schwarzhaariger Bursche mit feurigen Augen, schlank gewachsen und, für einen Südamerikaner, selbst groß zu nennen. Verstohlen, und nicht selten auch offen, blickte daher manches Mädchenauge nach dem jungen Manne, aber er schien das nicht zu bemerken, oder bemerkte es in der That nicht, und hatte nur Sinn für seine Magdalena.

An demselben Morgen, an welchem wir eben den Sennor Gualdas' mit seiner Familie sich in's Meise setzen sahen, saß Ambrosio an seinem Fenster, welches die Aussicht auf einen reizenden Garten bot, und las einen deutschen Roman, geschrieben in jener Zeit, in welcher vorzugsweise Liebesnoth die Romantik repräsentirte.

Er hatte das Buch schon öfter gelesen, und wußte, daß er bald an die Stelle kommen würde, wo die Liebenden, nach Hinwegräumung sämtlicher Hindernisse, beseligt sich in die Arme sinken würden. Da er aber, wie die meisten jungen Leute, sich und Magdalena an die Stelle des Helden und der Heldin setzte, freute er sich auf diesen Wendepunkt der Geschichte.

In diesem Augenblicke pochte man an seine Thür, ein schwarzer Diener des Sennor Gualdas trat ein und überreichte ihm schweigend ein Schreiben, worauf er sich eben so wieder entfernte.

Die Adresse war von Magdalena's Hand, und die seinige zitterte, nachdem er dies erkannt, dermaßen, daß er eine kurze Zeit hindurch nicht im Stande war, den Brief zu öffnen.

Als dies endlich geschehen war, las er Folgendes:

„Mein lieber Sennor Lugarenos!

Ich habe eingesehen, daß wir Beide nicht für einander passen, und breche daher unser Verhältniß für immer ab. Zwar war dies früher schon der Wille meines Vaters, aber es ist jetzt auch mein freier und ungezwungener Entschluß. Ich werde Sie stets achten, aber lieben kann ich Sie niemals.

Magdalena.“

Der Schluß dieses Schreibens war, nebenher gesagt, von Maria angerathen worden, welche die ihr unbegreifliche Achtung nicht verwinden konnte.

Ambrosio saß eine Zeit lang wie gelähmt, dann aber bekam das Temperament seines Vaterlandes das Uebergewicht, und er begann wie besessen zu toben, und in die unsinnigsten Verwünschungen auszubrechen. Endlich aber warf er sich auf sein Lager, und weinte bittere, bittere Thränen.

Man braucht übrigens kein Südamerikaner und kein Schwärmer zu sein, um, unter solchen Umständen, sich zu geberden wie Ambrosio — man muß nur jung sein.

Während dieser Sturm- und Drang-Periode der Raserei und des Schmerzes schwebten ihm anfänglich sonderbare und unklare Ideen vor. Zuerst wollte er sich selbst ermorden, dann den Sennor Gualdas, zuletzt Magdalena.

Endlich, nachdem er etwas kälter geworden war, beschloß er Maria aufzusuchen und dieselbe zu fragen, wie sich die Sache zugetragen und ob Magdalena nicht etwa gezwungen worden sei, in der bewußten Weise an ihn zu schreiben.

Die Freundin Magdalena's ließ sich nicht lange suchen. Nachdem ihr Ambrosio sein Leid

geklagt, weinte sie zuerst theilnehmende Zähren, dann versicherte sie ihn, daß der Brief Magdalena's, ohne allen Einfluß von irgend einer Seite her, entstanden sei. Magdalena habe ihn nie geliebt, sie sei seiner nicht werth, sie sei zu leichtsinnig, zu oberflächlich.

Während dieser Tröstungen aber schien Marien stets mehr und mehr klarer zu werden, daß Ambrosio wirklich ein ausgezeichnet hübscher Junge sei, welcher in der That ein besseres Loos verdiene, als an ein Geschöpf gefettet zu werden, wie jene Magdalena, selbst wenn er blind genug sein sollte, nicht zu bemerken, daß es ungleich schönere Mädchen gebe als jene, und hierauf setzte sie Ambrosio von dieser ihrer Meinung in Kenntniß, wobei sie deutlich genug zu verstehen gab, daß sie selbst sich nicht so undankbar wie ihre Freundin benehmen würde.

Ambrosio schien sie entweder nicht zu verstehen, oder nicht verstehen zu wollen.

Jetzt rückte Maria mit ihren Kerntruppen an. Sie setzte ihn in Kenntniß, daß er um ein Kleid verkauft worden sei, und daß ihr, Marien, das Herz blute, wenn sie an diese Behandlung eines Mannes von seinem Werthe denke.

Hierauf erklärte ihr Ambrosio, daß er dies

nicht glaube, daß er sie aber für eine Lügnerin und Verrätherin halte, worauf ihn Maria einen einfältigen Tölpel nannte, und sich wüthend entfernte.

Immerhin schien es aber fest zu stehen, daß Magdalena Nichts mehr von ihm wissen wolle, und Ambrosio beschloß daher unter die Soldaten zu gehen, um den Tod zu suchen, oder wenigstens sich als Supercargo auf ein Schiff zu verdingen, um nicht dieselbe Luft mehr mit der Ungetreuen einathmen zu müssen.

Da aber zu jener Zeit Peru in keinen Krieg verwickelt war, so sah er bald ein, daß der Tod an jedem andern Orte eher zu finden sein werde, als in den ganz behaglich eingerichteten Kasernen Limas.

Er gab also diesen Gedanken auf, und verwarf auch den Plan, auf die See zu gehen, da sich schon des andern Tages stille Zweifel in ihm zu regen begannen, und die Hoffnung auftauchte, daß Magdalena denn doch zu dem unglücklichen Schritte gezwungen worden sein könne.

Es dauerte nicht lange, so sollte auch diese Hoffnung schwinden.

Don Ferando, der wußte, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist, und wel-

cher wahrscheinlich den entsagenden Versicherungen seiner Tochter nicht vollkommen Glauben schenkte, wußte den Sohn eines reichen Kaufmanns in sein Haus zu ziehen, und schon nach vierzehn Tagen war derselbe der erklärte Liebhaber Magdalena's.

Ambrosio ging, um diese Zeit, eines Tages auf einem schmalen Wege zwischen den Gärten, welche etwa die Hälfte der Stadt gegen das Innere zu umschließen, und dachte schwermüthig über sein Unglück nach, und seine Liebe.

Plötzlich hörte er Hufschlag hinter sich, und als er umblickte, sah er zwei Damen und einen Caballero auf sich zukommen, in welchem er sogleich Magdalena, Maria und jenen jungen Mann erkannte.

Magdalena ritt in der Mitte, zu ihrer Linken ihr Anbeter, rechts Maria, und offenbar hatten auch die Herankommenden ihn erkannt, denn Maria sagte den Anderen einige Worte, welche große Heiterkeit hervorzurufen schienen, und alle Drei mäßigten jetzt den Schritt ihrer Pferde und ritten langsam an ihm vorüber, während der junge Mann, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hochmuth und Verachtung, auf ihn herabblickte, Magdalena ihr Gesicht halb abwendete, Maria aber ihn spöttisch grüßte.

Hart an ihm vorüber, setzten sie ihre Pferde in Galopp, und hüllten ihn in eine Wolke von Staub, in welcher sie selbst alsbald verschwanden.

Wären sie rasch vorübergeritten, es wäre etwas Anderes gewesen.

So aber langsam, absichtlich langsam, um ihn allen Hohn und alle Verachtung so recht gründlich auskosten zu lassen!

Aber hatte er das verdient? Nein! er mußte sich das selbst sagen. Dennoch aber überkam ihn ein schweres, namenloses Weh, ein Schmerz, der ihn wahnsinnig zu machen drohte.

Indessen tobte er nicht, wie bei jenem ersten Absagebrief, und ergoß sich eben so wenig in Vermüschungen, sondern brütete still vor sich hin, während er, fast ohne zu wissen auf welchen Pfaden, bis tief in die Nacht im Freien umherirrte.

Des andern Tages aber fühlte er, fast verwundert über sich selbst, daß er ruhiger, gefasster war, als eben vor jener Begegnung, fast heiter.

Die Schmach, welche man ihm anzuthun beabsichtigte, fiel auf jene zurück, die ihn schmähen wollten, denn er war schuldlos.

Er trat jetzt eine Stelle an, und warf sich mit allem Eifer auf die Arbeit. Was Magdalena

betrifft, so stand ein doppeltes Bild von ihr vor seiner Seele.

Jene Magdalena von früher, welche er als eine Gottheit verehrt hatte, und von welcher er sich geliebt glaubte.

Dann die andere Magdalena, die, langsam an ihm vorüberreitend, ihr Haupt von ihm wandte, und ohne Zweifel still über ihn lächelte, während ihre Begleiter ihn laut verhöhnten.

Tief im Innersten seines Herzens liebte er die Erste noch immer, aber er gestand sich es nicht. —

Es war fast ein halbes Jahr vergangen, und Ambrosio hatte während dieser Zeit nicht aufgehört, fleißig und angestrengt zu arbeiten. Mit jungen Leuten seines Alters hatte er kaum mehr Umgang als früher, doch waren ihm diese deshalb nicht feindlich gesinnt. Der Vorstand des Kaufhauses aber schätzte ihn hoch und schenkte ihm unbedingtes Vertrauen. Während indeß vor Ambrosio's Augen noch stets die beiden Bilder Magdalena's standen, war doch leicht an ihm zu bemerken, daß eine vortheilhafte Veränderung in ihm vorgegangen. Er sah Alles mit ruhigerem Blicke an als vorher, hatte einen großen Theil seiner Ueberschwenglichkeit verloren, und begann

seine Umgebung mehr mit dem Blicke eines Praktikers als eines Schwärmers zu betrachten. —

Auch im Hause des Sennor Gualdas waren verschiedene Veränderungen vorgekommen.

Der junge Mann, der so verächtlich auf Ambrosio geblickt und welchen wir Carlos nennen wollen, war seit einigen Wochen der erklärte Bräutigam Magdalena's, und Don Fernando, der glückliche Vater, suchte so viel als möglich die Verbindung der Liebenden zu beschleunigen.

Maria war noch immer die Busenfreundin Magdalena's, das maußgraue Kleid aber, welches all dieses Familienglück herbeigeführt hatte, lag vergessen und beschmutzt in einem Winkel.

Die südamerikanischen Damen verstehen es weder ihren Pug zu schonen, noch lieben sie es überhaupt, irgend ein Kleidungsstück lange zu tragen, und man kann sagen, daß sie ihren Liebhabern fast noch treuer sind, als ihren Roben.

Um diese Zeit rief eines Morgens der Herr des Kaufhauses, in welchem Ambrosio beschäftigt war, diesen in seine Stube, und sagte:

„Sie Nehmen sogleich diesen Wechsel, gehen Sie zu Gualdas, und suchen Sie unter allen Verhältnissen den Betrag zu erhalten.“

Ambrosio wurde zuerst roth, dann erbleichte

er, und bat dann, ihn mit dem Auftrage zu versehen, in Gualdas' Haus zu gehen.

Der Chef sah ihn zuerst verwundert an, dann aber besann er sich und lächelte.

„Die alte Geschichte,“ sagte er, „ich besann mich gar nicht darauf. Nun da können Sie freilich nicht hingehen. Aber es ist mir unangenehm. Es ist Gefahr im Verzug, und Sie wären vielleicht der Mann gewesen, noch Etwas zu retten.“

Er rief dann einen andern jungen Mann, und schickte denselben mit dem Wechsel zu Gualdas.

Ambrosio sah halb verwundert, halb erschrocken nach dem Herrn.

„Ja, ja,“ sagte dieser, indem er mit dem Haupte nickte, „es ist nicht anders. Es steht schlecht, sehr schlecht mit Gualdas, und ich fürchte, wir haben Alles verloren!“

„„Aber,““ sagte Ambrosio, „„wie ist, um Gotteswillen, das so schnell gekommen?““

„Das ist mir endlich einerlei,“ erwiderte der Kaufmann, „die Hauptsache ist, daß ich nicht um mein Geld komme. Im Uebrigen aber kam's, wie all' Dergleichen immer kommt, halb Schwindel, halb Unglück. Man spricht nicht gern von solchen Dingen.“ --

Fast in allen größeren Städten der Westküste

werden Geschäfte in entfernteren Theilen der Stadt häufig zu Pferde besorgt, da fast Jedermann im Besiz eines Pferdes ist, und überdies in den Ställen der Bemittelten stets mehrere Pferde für die Glieder, oder die Bediensteten der Familie in Bereitschaft stehen.

Der junge Mann, der zu Gualdas abgeschickt worden war, hatte sich daher ebenfalls eines Pferdes bedient, aber er war rascher wieder zurück, als man vermuthete. Indem er dem Herrn den Wechsel wieder überreichte, sagte er:

„Der Sennor Gualdas ist verreist.“

„„Der Sennor Gualdas ist zum Teufel, und mein Geld ist auch zum Teufel, sagte der Kaufmann zornig. Gott verdamme den Schurken.““

Ambrosio war tief ergriffen, und die verschiedenartigsten Gefühle theilten sich in seinem Herzen. Das Bedauern über das Unglück, welches Magdalena's Vater betroffen hatte, gewann aber bald die Oberhand. Er äußerte dies gegen seinen Prinzipal.

Aber dieser war immer noch höchst aufgebracht.

„„Er hat's verdient,““ sagte er ärgerlich; „„aber ich verliere da eine bedeutende Summe ohne alles Verschulden. Erst vor einer halben Stunde erhalte ich die erste Nachricht, daß er

schwankte; jetzt, jetzt liegt er schon! Wenn Sie wüßten, Ambrosio, wie er von Ihnen gesprochen hat, würden Sie ihn nicht bedauern. Er konnte Sie vorzugsweise deshalb nicht leiden, weil Sie einigemal bedenkliche und mißbilligende Aeußerungen thaten, als Sie zufällig von den leichtsinnigen Streichen des alten Sünders hörten.““

Aber Ambrosio bedauerte dennoch den alten Gualdas, und dieses Bedauern wuchs noch, als sich nach einigen Tagen die ganze Größe des Unglücks herausstellte.

Gualdas selbst war geflohen, ohne Zweifel, indem er den geringen Rest seines baaren Vermögens mit sich nahm. Sein Haus und das übrige Besizthum lag unter Siegel. Die Sennorita Hilaria aber und ihre Tochter waren Bettlerinnen, und noch schlimmer daran, als diese, denn alle Welt sah mit Geringschätzung, ja mit Haß und Schadenfreude auf die beiden Frauen, welche man vorher beneidet hatte.

Carlos zog sich natürlich zurück, indem er Gott inbrünstig dankte, daß er die Entscheidung noch vor seiner Vermählung herbeigeführt habe.

Maria schalt über den Hochmuth ihrer Freundin, welche ihr Stoffe aus jener bekannten Kiste angeboten, die ihr selbst zu gering gewesen, und

welche sie gezwungen gewesen wäre anzunehmen, um die Rachsucht Magdalena's nicht zu reizen.

Am meisten aber schalten Diejenigen, welche die häufigsten an der stets wohlbesetzten und gastfreien Tafel Gualdas' gewesen, welche seine Weine trefflich und seine Cigaros puros ausgezeichnet gefunden hatten, und die auch nicht selten die Genossen verschiedener anderer, nicht eben im Hause des Sennor abgehaltenen Vergnügungen waren.

Diese sagten, daß bei einer solchen Verschwendung und Brunksucht, und bei einem solchen leichtsinnigen, ausschweifenden Leben, Gottes Langmuth endlich, natürlicher Weise, hätte erschöpft werden müssen.

Was sagte aber Ambrosio?

Er sagte gar Nichts, aber er bemühte sich, den Aufenthaltsort der beiden Frauen ausfindig zu machen, um ihnen Trost und Hülfe zu bringen.

Nach mehrtägigem fruchtlosen Bemühen erfuhr er endlich, daß sich Beide nach Callao, der Hafensstadt Limas, begeben hätten.

Noch an demselben Tage, an welchem er diese Nachricht erhalten hatte, steckte er, nachdem das Comptoir geschlossen war, eine, für seine Verhältnisse bedeutende Summe zu sich, stieg zu Pferde,

und war in Zeit einer halben Stunde in dem, von Lima etwa zwei Stunden weit entfernten Callao.

Nachdem er dort die Wohnung Magdalena's und ihrer Mutter ausgekundschaftet hatte, machte er sich auf den Weg, sie aufzusuchen.

Callao selbst trägt fast ganz den Typus einer ächt südamerikanischen Stadt ältern Styles.

Häuser, bloß aus einem Erdgeschoß bestehend, aus Lehm erbaut, und mit vollkommen flachen, ebenfalls aus Lehm construirten Dächern versehen, bilden die überwiegende Mehrzahl, die geringere Anzahl besteht aus Gebäuden, die mehr den europäischen Charakter an sich tragen; aber größere Gebäude fehlen, mit wenigen Ausnahmen, fast gänzlich.

Außerhalb der Stadt aber, gegen Lima zu, befindet sich eine gewisse Anzahl zerstreuter, ärmlicher Hütten, bestehend aus vier, bisweilen auch nur aus drei Lehmwänden, welche statt des Daches mit, durch Rohrstäbe gehaltenen Bastgeslechtem gedeckt sind, und deren eine Wand, wenn nur drei Lehmwände vorhanden, ebenfalls aus Bastdecken besteht, welche zugleich die Thür bilden.

Diese Hütten sind, ohne allen Schutz, des Tages über der glühenden Sonne, des Nachts dem kü-

len Seewinde, zu allen Zeiten des Tages und der Nacht aber dem Staube ausgesetzt, der haushoch allenthalben umherliegt und den der geringste Luftzug zu mächtigen Wolken aufwirbelt.

Sie sind der Aufenthalt der Armuth, der Trägheit, des Lasters, und des Nachts geht man nicht gern unbewaffnet in jenem Distrikte.

Der Bursche aber, welchen Ambrosio als Wegweiser mit sich genommen hatte, führte ihn dorthin, und sagte, indem er auf eine der jämmerlichsten Hütten zeigte:

„Dort wohnt die Frau des bankerotten Kaufmanns.“

Dann ging er, und Ambrosio trat ein.

Sennorita Hilaria starrte ihn an, wie ein Gespenst, erschrocken, sprachlos. Ohne Zweifel dachte sie, er komme, sich zu rächen, oder um an ihrem Glende sich zu weiden.

Was Magdalena dachte, wissen wir nicht, aber sie stieß einen Schrei aus, und warf sich von ihrem ärmlichen Lager auf die Erde, indem sie ihr Haupt verhüllte.

Ambrosio selbst versagte im Anfange die Sprache, und das Glend, welches ihm hier so plötzlich entgegentrat, raubte ihm fast die Besinnung.

Allenthalben die bitterste Noth, auch an dem Nothwendigsten Mangel, und neben den beiden, bloß mit einigen Wollendecken versehenen Lagern, fast kein einziges Geräthe, mit Ausnahme eines schmutzigen Kochtopfes, der in der Mitte der Spelunke, auf ein paar ausgebrannten Kohlen stand.

Dann inmitten dieser jammervollen und elenden Umgebung, die beiden, in Luxus und Behaglichkeit auferzogenen Frauen, bekleidet mit denselben seidenen Gewändern, welche sie eben trugen, als das Unglück über sie hereinbrach, aber diese Gewänder waren bereits beschmutzt und zerrissen, und die Frauen selbst, bleich und abgehärmt, mit Spuren harter und ungewohnter Arbeit an Hand und Arm, und mit ungeordneten, wild umherhängenden Haaren.

Eine gewisse Zeit hindurch fand Keines von den Dreien Worte, und die Stille ward nur durch das leise Schluchzen Magdalena's unterbrochen.

Endlich ergriff Hilaria das Wort:

„Seid Ihr gekommen, um uns in unserem Glende zu verspotten?“ sagte sie.

„„Nein,““ erwiderte Ambrosio gesenkten Hauptes und mit trauriger Stimme, „„nein, ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob ich Etwas für

Sie thun kann, und ob Sie in diesem Falle meine Hülfe annehmen wollen.““

„Hülfe annehmen!“ rief die Kaufmannsfrau, bitter lachend, „wer wird sich der armen Verstoßenen annehmen, der Frau des Bankerotten! des Flüchtigen!“

Ambrosio gab hierauf keine Antwort, sondern er sagte:

„Vor Allem müssen Sie so bald als möglich, kann es sein, noch heute in der Nacht, diese Hütte verlassen.““

„Wo sollen wir hin?“ rief Hilaria; „als man uns aus unserm Hause jagte, als man uns unser Eigenthum nahm, und wir Alles, Alles verloren hatten, klopfen wir an die Thür Derjenigen, die im Glücke unsere täglichen Gäste waren. Aber diese Thüren blieben verschlossen für uns. Dann baten wir Jene, welchen wir Wohlthaten erzeigt hatten, nur um Unterkunft für eine einzige Nacht. Aber auch diese öffneten nicht. Ja, man wies uns mit harten Worten zurück, man wolle Nichts zu thun haben mit Leuten wie wir, sagten sie, diese Hunde, diese Söhne von Mezen!“

Die gereizte Frau ballte die Faust bei diesen Worten und trat heftig, mit funkelnden Augen,

einen Schritt auf Ambrosio zu, als sei er der Schuldige.

Dieser aber sagte sanft:

„Sie erlauben mir also, Ihnen eine andere Wohnung zu verschaffen?“

Hilaria blickte ihn einige Augenblicke starr an, als besinne sie sich, wer er sei. Dann sagte sie dumpf:

„Wenn Sie nicht scherzen, so bringen Sie uns Etwas zu essen. Wir hungern seit vierundzwanzig Stunden!“

„„Allmächtiger Gott!““ rief Ambrosio und wollte zur Thür eilen, aber in diesem Augenblicke erhob Magdalena, die bisher stumm geblieben, ihr Haupt und sagte mit zitternder Stimme:

„Er scherzt nicht, ich weiß es!“

Sie kniete noch an ihrem Lager, während sie diese Worte sprach, aber sie hob ihre Hände wie flehend zu Ambrosio empor, und große Thränen rollten über ihre Wangen.

Dieser blickte sie mit tiefer Bewegung an.

Ein drittes Bild stand vor ihm, und gefellte sich zu den beiden, welche bisher stets noch in seinem Herzen lebten, zu der Magdalena, welche er schwärmerisch liebte, und zu jener, welche

ihn schände verhöhnt hatte. Aber dieses dritte Bild verdrängte das zweite.

Es war das Bild der büßenden Magdalena, der reuigen Sünderin, der Heiligen!

Seine Jugendzeit kam über ihn, seine glückliche, gläubige Jugendzeit.

„Magdalena,“ sagte er, „heilige Magdalena.“

Einen Augenblick lang beugte er sich vorwärts und streckte die Arme aus, als wolle er die Knieende aufheben, und an seine Brust ziehen.

Dann aber trat er rasch zurück und verschwand zwischen den Rohrgeslechten, welche den Eingang zur Hütte verdeckten. Man hörte außen seine eiligen Schritte, welche indessen bald verflungen waren.

„Er kehrt nicht wieder,“ sagte nach einiger Zeit Sennorita Hilaria.

Aber ihre Tochter erwiederte zuversichtlich:

„„Er kehrt wieder!““

Und er kehrte wieder, rascher als man es für möglich gehalten hatte, denn er flog mehr als er ging.

Sie hungerten! Magdalena hungerte!

Das gab ihm Flügel.

Dann breitete er die Speisen, mit welchen er sich beladen hatte, auf dem Boden aus, denn man

hatte keinen Tisch, und die Frauen kauerten sich nieder, und begannen sich zu sättigen.

Wer vier und zwanzig Stunden gehungert hat, fragt nicht lange, wie und woher, wenn man ihm Speise bietet, und das Niederkauern auf den Boden, und auf den Hacken sitzen, war früher allgemein beliebt an der Westküste, und ist es vielleicht noch heute, wenn man sich eben keinen Zwang auslegt, und sich unbeobachtet glaubt.

Es war mithin Alles so ziemlich in Ordnung, und da Ambrosio nicht versäumt hatte, eine Flasche Wein den Speisen zuzufügen, so schienen die Frauen bald ihr Unglück vergessen zu haben, und wurden fast heiter.

Für diesen Augenblick war jetzt Magdalena keine Heilige mehr, für Ambrosio, sie war ein Weib, dem er Hülfe gebracht in der Noth, aber ein geliebtes Weib.

Habt Ihr schon einen Hungernden gesättigt?

Habt Ihr, zum Beispiel, einem armen hungrigen Kinde ein Stück Brod gereicht, und habt dann gesehen, wie es gierig und vergnügt zugleich noch unter der Thür Cures Hauses in dieses einfache Stück Brod biß?

Oder habt Ihr vielleicht einen vor Hunger und Kälte Zitternden in Curer Stube sich wär-

men lassen, und habt ihm einen Topf voll warmer Speise gereicht?

Probirt das einmal, wenn Ihr es noch nicht gethan haben solltet. Es macht wenig Spektakel gegen Außen, aber viel Vergnügen im Innern, selbst wenn diese Liebesgaben einem sogenannten „Unwürdigen“ gereicht worden wären.

Ambrosio genoß dieses Vergnügen in vollem Maße, und doppelt, denn er speiste nicht bloß zwei hungrige Frauen, sondern auch seine Magdalena.

Von dem Unglücke, welches die Familie betroffen, war keine Rede, man sprach von gleichgültigen Dingen, nur als die ärmliche Lampe dem Verlöschen nahe war, sagte Ambrosio, daß er morgen wiederkommen, und hinsichtlich der Wohnung Vorsorge treffen wolle.

Dann empfahl er sich mit derselben ehrfurchtsvollen Artigkeit, mit welcher er in einem Salon von den beiden Damen Abschied genommen haben würde.

Am folgenden Tage nahm er Urlaub, und war schon am frühen Morgen in Callao, wo er eine einfache, aber freundliche Wohnung für beide Frauen miethete. Hierauf führte er dieselben dorthin, indem er sich entschuldigte, daß er für den ersten Augenblick

nicht im Stande gewesen sei, Besseres aufzufinden, und versprach für die Folge dies nachzuholen.

Als er ging, händigte er Magdalenens Mutter eine nicht unbedeutende Summe ein, welche er bat, als ein Darlehn für den ersten Augenblick, von ihm annehmen zu wollen, bis ihre Angelegenheiten geordnet sein würden.

Freilich war er überzeugt, daß bei dieser Ordnung nimmermehr ein einziger Reale an die Senorita fallen würde, aber — er konnte ihr doch kein Geschenk machen!

Bei allen diesen Dingen war sich Ambrosio keinen Augenblick bewußt, daß er edel handle, wohl aber fühlte er, daß er Magdalena liebe, und daß er nie aufgehört habe sie zu lieben. Von jener Begegnung zu Pferde, mit Marie und Carlos, wurde niemals gesprochen. Für ihn war die Sache abgemacht, von jenem Augenblicke an, als die heilige Magdalena in der ärmlichen Hütte zu seinen Füßen gelegen hatte.

Trotz dem aber erklärte er sich nicht. Er wußte nicht, ob die glühenden Blicke, welche Magdalena nach ihm richtete, Liebe oder Dankbarkeit verriethen, weil er nicht wußte, daß unter solchen Umständen Liebe und Dankbarkeit Eins und Dasselbe ist. Dennoch aber ritt er täglich des

Abends nach Callao, und verbrachte seine ganze freie Zeit bei Magdalena und ihrer Mutter.

Eines Tages endlich sprach sein Prinzipal mit ihm über diese Angelegenheit.

Da er Ambrosio kannte, so war er wohl einer von den Wenigen, welche seinen täglichen Besuchen kein unedles Motiv unterlegten, wie sonst fast alle Uebrigen.

„Was soll aus der Sache werden,“ sagte er, „Sie sind in Ihre alte Schwärmerei verfallen, und während fast Jedermann jene Gualdas für Ihre Geliebte, im schlechten Sinne des Worts, hält, und nur Wenige über Sie lachen, Ihrer Schüchternheit halber, schwinden Ihre Ersparnisse und Ihr Vermögen täglich mehr bei dieser Wirthschaft.

„Lassen Sie die beiden Weiber laufen, das ist das Beste, wollen Sie das aber durchaus nicht, so heirathen sie die Junge so bald wie möglich. Das kostet nicht die Hälfte von dem, was Sie den Beiden jetzt zutragen. Ich spreche als Kaufmann. Ihre Stelle bei uns bleibt Ihnen unter allen Verhältnissen.“

Als Ambrosio hörte, auf welche Weise man über ihn und seine heilige Magdalena urtheile, stieg ihm das Blut zu Kopfe, und er ärgerte sich bitter.

Daran hatte er noch nicht gedacht, obgleich

er sich gestehen mußte, daß in seinem Vaterlande, und ohne Zweifel auch in allen übrigen Ländern der Welt, ähnliche Vermuthungen so ziemlich natürlich wären.

Er dankte indessen herzlich für die offenherzige Ansprache, und versprach sich die Sache zu überlegen.

Des Tages darauf beschloß er, sich Magdalena zu erklären, und um ihre Hand zu bitten.

Aber er befand sich in der folgenden Nacht auf dem Heimwege nach Lima, ohne es gewagt zu haben, mit Magdalena von seiner Neigung zu sprechen, obgleich ihn Sennorita Hilaria, wie gewöhnlich, längere Zeit mit ihr allein gelassen hatte.

Des andern Morgens schrieb er ihr daher einen langen und glühenden Brief, der umgehend mit einem unendlich kurzen, wiewohl viel jagenden, beantwortet wurde.

Dieser Brief lautete einfach:

„Komm.“

Magdalena.

Er kam, und nach vierzehn weiteren Tagen war er der glückliche Gatte Magdalena's.

Es ist, wie wir glauben, keine ganz zu lobende Gewohnheit der verehrlichen Herren Autoren von Romanen, Novellen und Lustspielen, sobald irgend

Jemand der „glückliche Gatte“ geworden ist, fast immer die ganze Geschichte kurz abzuberechnen, und nur höchstens noch zu erzählen, wie nach Verlauf von einer gewissen Anzahl von Monaten, die junge Frau, tief erröthend, ihr Köpfchen an die starke Brust des Mannes lehnt, und das bewußte süße Geständniß ablegt.

Wenn man durch so und so viele Bogen sich und vielleicht auch den lieben Leser gequält hat, dem Helden zu einer Gattin zu verhelfen, so ist es nicht schön, demselben Leser nachher das Glück vorzuenthalten, welches nach einer Reihe von Intriguen, Verkennungen und Anfechtungen aller Art, alsdann über die Neuvermählten sich ergießen wird. Ja, es sieht fast aus, als wolle man, oder als habe man bisweilen nöthig, dieses so eben erwähnte Glück mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken.

Wir wollen also, indem wir die Geduld des Lesers noch länger in Anspruch nehmen, diesem allgemeinen Gebrauche entgegenhandeln, und sehen, wie es dem Sennor und der Sennorita Lugarenos noch ferner erging.

Während in den ersten Wochen nach ihrer Vermählung die jungen Eheleute vollständig glücklich waren, beschäftigten sich eine bedeutende An-

zahl von Menschen damit, dieses Glück nach allen Richtungen hin in gründliche Zweifel zu ziehen, Magdalena zu verlästern und Ambrosio einen Thoren zu schelten, daß er der Tochter eines bankrotten Kaufmanns seine Hand gereicht habe.

Da aber bald darauf ein junger Mann, mit der Kasse seines Herrn und dessen Tochter, nach Mexico entfloh, so warf man sich mit Eifer auf diesen neuen, interessanten Fall, und Ambrosio sammt Magdalena waren vergessen.

Die jungen Leute hatten eine kleine Gartenwohnung bezogen, welche jeden Europäer in Entzücken versetzt haben würde, da das zierliche Haus inmitten eines wahren Blumenkorbes der prachtvollsten tropischen Nutz- und Zierpflanzen stand, und zugleich eine reizende Fernsicht bot. Da aber Beide von Jugend auf dergleichen gewohnt waren, machte es wenig Eindruck auf sie, und nur die ziemlich einsame Lage der Wohnung machte sie glücklich, da Beide, vorläufig, wie man so zu sagen pflegt, sich selbst genug waren.

Daß die Sennorita Hilaria das Glück ihrer Kinder theilte, braucht kaum erwähnt zu werden, und die gute Frau war wirklich glücklich.

Wäre sie aus ihrem Hause in diese halb ländliche Einsamkeit versetzt worden, so wäre sie

verzweifelt. Aber der, wenn gleich kurze, Aufenthalt in der Lehmhütte bei Callao hatte Wunder gewirkt.

Wenn Vogelhändler, Thierbändiger und ähnliche Leute, besonders widerhaarige und unbändige Exemplare eingefangen haben, welche durchaus kein Futter annehmen wollen, und sich auch auf andere Weise störrisch benehmen, so bringen sie diese in ganz kleine, enge und höchst unbequeme Behälter. Werden solche Thiere, nach angemessener Zeit, in einen gewöhnlichen Käfigt versezt, so fühlen sie sich behaglich und munter.

Die Nuzanwendung auf Ambrosio's Schwiegermutter liegt auf der Hand.

Die vierte Person endlich in dem kleinen neuen Hauswesen war eine alte, freigelassene Negerin, aus dem ehemaligen Hause des Senmor Gualdas, welche durch dessen Sturz dem Glende preisgegeben war, und jetzt von Magdalena wieder aufgenommen wurde.

Nachdem man einige Wochen hindurch ganz sich selbst gelebt hatte, stellte eines Tages Magdalena ihrem Gatten vor, daß man sich doch wieder einmal des Abends auf der Plaza zeigen müsse, und Ambrosio gab nach, obgleich er eigentlich, von je, eine gewisse Abneigung empfunden

hatte, gegen ähnliche Versammlungsorte schöner Kleider und vieler Menschen.

Da aber mittlerweile jener junge Mann, und die Kasse und Tochter, welche er mit sich genommen hatte, bereits das Tagesgespräch geworden war, so schenkte man dem Paare kaum eine unliebe Aufmerksamkeit, ja, es fanden sich grüßend selbst einige Bekannte ein, und Ambrosio begann endlich fast Vergnügen zu finden an seiner neuen Rolle als verheiratheter Mann und Besitzer einer schönen jungen Frau, welche er öffentlich zeigte.

Man ging jetzt täglich des Abends zur Plaza, oder besser in den ersten Stunden der Nacht; bei Tage aber ging Ambrosio seinen Geschäften nach und war, wo möglich, noch fleißiger als vorher.

Da aber das oben erwähnte, süße Geständniß nicht ausblieb, so sah sich Ambrosio, nach der legalen Zeit, als Vater eines reizenden kleinen Mädchens, welches ihn unendlich glücklich machte, und ihm ein Sporn zu neuer angestrongter Thätigkeit war; denn obgleich sich bisher sein Vermögen gemehrt hatte, so wollte er jetzt doch noch mehr erwerben, seiner Tochter wegen.

Etwa ein halbes Jahr nach diesem glücklichen Ereignisse, nämlich nach der Geburt der kleinen Antonina, bat eines Tages Magdalena ihren

Gatten ganz einfach um einen Diamantschmuck, wie etwa bei uns eine Frau ihren Mann gebeten hätte, ihr gelegentlich ein Paar Handschuhe, oder irgend eine andere Kleinigkeit zu kaufen.

Als Ambrosio am Abend nach Hause kam, brachte er einen hübschen Schmuck mit, welchen er ihr selbst umlegte, und den sie reizend fand.

Als aber die Zeit herankam, zu welcher man gewöhnlich ausbrach, um die Plaza zu besuchen, zögerte Magdalena, auf Anrathen ihrer Mutter, absichtlich, so daß man fast eine halbe Stunde später, als gewöhnlich, an Ort und Stelle kam.

Ambrosio bemerkte dies, und dachte bei sich:

„Blos des Anstandes halber wünschte Deine gute Frau diesen Schmuck. Wäre sie eitel, gefallsüchtig, so wäre sie sicher schon längst aufgebrochen.“

Sennorita Hilaria aber hatte zu ihrer Tochter gesagt:

„Bringt er die Diamanten, so müssen wir es einrichten, daß wir später kommen, wenn schon Alles versammelt ist, damit wir Gelegenheit haben, durch alle Reihen der bereits Anwesenden zu gehen, und damit diese Menschen Deinen Schmuck sehen, und sich wacker ärgern.“

Darin liegt nichts Auffälliges.

Aber es könnte auffallen, daß eine Frau so

leicht hin einen so kostspieligen Wunsch ausspricht, und der Mann ihn auf gleiche Weise erfüllt.

Zum Theil ist dies begründet in der Sitte des Landes, und zum Theil im Temperamente seiner Bewohner.

Wenn ein Mädchen an der Westküste Südamerikas den Mann ihrer Wahl heirathet, und Vermögen hat, so giebt sie ganz unbefangen und ohne alle weiteren Umstände dieses Vermögen in die Hände des Mannes.

Sie hat sich ihm selbst gegeben, warum nicht auch ihr Gold.

Sie beaufsichtigt auch nur selten seine Ausgaben, sie fragt nicht, ob er gute Geschäfte macht, und ob sein und ihr Geld sich mehre und vervielfältige, und sie sieht vielleicht ganz ruhig zu, wenn er im Spiele hohe Summen wagt, sich theure Pferde kauft, oder irgend eine andere, kostspielige, Liebhaberei hat.

Er ist der Mann, er wird das schon machen!

Das ist zuverlässig eine ganz ausgezeichnete Eigenschaft der Frauen, eine lieblich duftende Blüthe in der Blumenkrone weiblicher Vorzüge, ein blitzendes Juwel im Gürtel ihrer Liebenswürdigkeit.

Die alte Geschichte von den zwei Seiten, die

jede Sache hat, findet aber, leider, auch hier ihre Anwendung.

Dieselbe Frau, welche so gleichmüthig ihren Mann mit ihrem Vermögen wirthschaften läßt, verlangt mit demselben Gleichmuthel Alles von diesem Manne, was ihr eben in den Sinn kommt: Diamanten, neue Kleide, Pferde, Dienerschaft, Landgüter, kurz Alles, was ihr einfällt, oder um was sie eine Freundin beneidet.

Sie ist die Frau, sie muß das haben.

Er ist der Mann, er wird das schon machen.

Häufig folgen die Männer geduldig, theils weil sie den Hausfrieden lieben, theils weil sie ihre Frauen lieben, theils weil sie selbst den Luxus lieben.

Man sieht also, daß die Männer Alles aus Liebe thun, und wenn sie sich bisweilen aus Liebe ruiniren, so kommt das anderwärts auch vor, und kann dem dortigen starken Geschlechte keineswegs zum speciellen Vorwurfe gereichen. —

Ambrosio bemerkte, daß man seiner Magdalena, als sie zum ersten Male sich mit dem neuen Schmucke zeigte, viele Aufmerksamkeit schenkte, und da er mancherlei Bemerkungen nicht hörte, von welchen diese Aufmerksamkeit begleitet war, so freute ihn das herzlich.

Aber es freute ihn minder, daß seine Frau diesen Schmuck in den folgenden Tagen auch im Hause trug, ihn, wenn er ihr unbequem war, ablegte, und nachlässig in den nächsten besten Winkel warf, so daß sie denselben nicht selten später, längere Zeit hindurch suchen mußte.

Er hatte neben seiner, jetzt aber bereits sehr gemäßigten Schwärmerei, in Deutschland auch eine große Ordnungsliebe gelernt, und ihm mißfiel schon deshalb die geringe Achtsamkeit für einen, nebenher noch dazu theuern Gegenstand.

Nach einigen Wochen bemerkte er eines Tages beim Mittagstische, daß im Halsgehänge ein ziemlich großer Stein fehlte.

„Magdalena,“ sagte er, „da fehlt ja einer der Diamanten in Deinem Halsbande.“

Die Angeredete zog mit einem ihrer Finger das Gehänge, ohne es abzunehmen, abwärts, schielte dann nach der bezeichneten Stelle, und sagte gleichmüthig:

„„Richtig, da fehlt einer.““

Ambrosio fing an sich zu ärgern.

„Es ist ein großer und theurer Stein,“ sagte er.

Diesmal begnügte sich Magdalena, mit der Spitze des Fingers nach der Lücke zu fühlen:

„„Ja, er war ziemlich groß, aber, Ambrosio!

Du mußt mir einmal einen Schmuck von Rubinen kaufen.““

Ambrosio ärgerte sich jetzt bedeutend.

„Du giebst bisweilen so wenig auf Deine Sachen Acht,“ erwiederte er, indem er den Rubinschmuck ignorirte.

Jetzt legte sich Sennorita Hilaria in's Mittel, und in Folge dieser klugen schwiegermütterlichen Maßregel flossen nach einigen Minuten die ersten ehestandlichen Thränen.

Dann riß plötzlich, von diesen Waffen sanfter Weiblichkeit zur Wuth übergehend, Magdalena das Halsband ungestüm ab, schleuderte es in eine Ecke, und verließ scheltend das Zimmer.

Ihre Mutter folgte ihr mit einem mißbilligenden Blicke auf Ambrosio, und dieser blieb bekümmert allein. Er kannte die Hestigkeit seiner Landsmännin, und hatte vielleicht auch bereits in Deutschland Damen, welche keine so schwarzen Haare als jene besaßen, in gelinder Aufregung beobachtet, aber — dennoch — er fühlte, daß der Strahlenkranz um sein Ideal zu erbleichen begann.

Indessen steckte er das hinweggeschleuderte Halsband zu sich, ließ den verlorenen Stein durch einen andern ersetzen und gab, nach einigen

Tagen, mit freundlichen Worten den hergestellten Schmuck Magdalenen.

Es schien jetzt Alles wieder im alten Geleise zu sein, nur sagte Hilària nach einigen Tagen, als sie eben allein waren, zu Ambrosio, daß der Rubinschmuck Magdalenen selig machen würde, worauf dieser erwiederte, daß er nachgefragt und erfahren habe, daß ein solcher Schmuck, bei dem gegenwärtigen hohen Preise der Rubinen, theurer sei, als jener, welchen Magdalena bereits besitze, und daß er es für klüger halte, für die kleine Antonina zu sparen, als Edelsteine zu kaufen.

Die Sennorita brummte Etwas zwischen den Zähnen und entfernte sich.

Des Tages darauf war Magdalena ungewöhnlich liebenswürdig, und nachdem Ambrosio, der sich glücklich fühlte, und sich im Geiste vollkommen in die vorhalsbandlichen Zeiten versetzt sah, sie eben herzlich geküßt hatte, sprach sie schmeichelnd:

„Ich war recht kindisch mit dem Halsbände, aber wirst Du nicht böse sein, wenn ich Dich um Etwas bitte?“

„„Was denn? Sag's nur?““

„Aber schelte nicht. Maria möchte mich so gern wieder besuchen, darf sie kommen?“

Freilich erinnerte sich Ambrosio noch vollkommen

an-Alles, was ihm Maria von seiner jetzigen Frau gesagt, auch hatte er längst dieser Alles anvertraut. Aber es erfreute ihn der versöhnliche Geist seiner Magdalene, und obgleich diese Maria auch ihn beleidigt und verhöhnt hatte, sollte er länger grollen, als ein Weib?

Dann: Kein Halsband, und keine Freundin! und Magdalena war heute so liebenswürdig!

„„Wenn Du ihr vergeben hast, sagte er, ich denke nicht mehr an die alten Geschichten.““

Die junge Frau umschlang ihren Gatten, küßte ihn leidenschaftlich, und überschüttete ihn mit Schmeichelworten.

Noch am selben Abend erschien Maria, umarmte gleichfalls den gefälligen Ehemann, und reichte ihm erst hierauf, etwas gegen den gewöhnlichen Hergang der Dinge, freundschaftlich ihre Rechte.

Von diesem Tage an war sie täglich im Hause, und Ambrosio hatte sich bald dergestalt an ihre Anwesenheit gewöhnt, daß er nach ihr fragte, wenn sie zufällig einmal länger als gewöhnlich nicht erschien.

Er fand auch bald, daß die Anwesenheit Maria's mancherlei Annehmlichkeiten für ihn selbst mit sich bringe.

Zwar begleitete er gern seine Frau und deren Mutter auf die Plaza, und eben so zu anderen Spaziergängen, aber bisweilen hätte er dennoch lieber noch des Abends gearbeitet, da er, wie schon gesagt, für seine Antonina, welche prächtig heranwuchs, sparen wollte, und dergleichen Nebenarbeiten reichlich bezahlt wurden.

Er war daher höchlich erfreut, als eines Tages (die kleine Antonina war nun bald ein Jahr alt) Magdalena zu ihm sagte:

„Ich weiß wohl, Du Geizhals, daß Du gern des Nachts arbeiten und Gold zusammenscharren möchtest. Da nun Maria mit uns gehen kann, ist es nicht mehr nöthig, daß Du stets mit uns hineinläufst, auf die Plaza, und an andere Orte. Da wir nun zu Dreien, kommen wir wohl auch so aus. Aber verdirb Dir nur die Augen nicht mit dem ewigen Schreiben und Rechnen bei Lichte.“

Dankbar dachte er, daß sie doch alle seine Wünsche erfüllte, und machte Gebrauch von der ihm ertheilten Erlaubniß. Zuerst seltener, dann öfter, und nach einiger Zeit war er kaum mehr in der Gesellschaft der drei Frauen, welche jetzt unzertrennlich schienen, zu erblicken, sondern arbeitete emsig zu Hause bei seiner Lampe, während jene ihn verließen, um ihn nicht zu stören,

wie sie sagten, und ein Wenig in's Freie zu gehen, um die Nachtluft zu genießen.

Eines Abends aber schmerzten ihn die Augen, und er dachte daran, wie ihn Magdalena gewarnt, nicht zu anhaltend zu arbeiten.

„Du willst sie einmal überraschen,“ dachte er, „und für heute alle Arbeit sein lassen.“

Raum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so begann er auch schon ihn auszuführen, und kurze Zeit darauf befand er sich wirklich mitten unter den geschmückten Damen, unter den, diese umschwärmenden Männern, und unter den Heloderas, welche nicht Hände genug hatten, allen an sie gemachten Anforderungen zu entsprechen.

Da an der Westküste sowohl, wie in der ganzen übrigen Welt, die Gewohnheit herrscht, an öffentlichen Plätzen und Vergnügungsorten, welche man häufig besucht, wo möglich stets denselben Platz einzunehmen, so steuerte Ambrosio instinkartig nach der Stelle, an welcher er sich früher immer mit Magdalena und deren Mutter niedergelassen hatte, und er bemerkte auch wirklich die Gesuchten daselbst, in Gesellschaft einiger seiner Bekannten; da er jedoch seine Frau überraschen wollte, näherte er sich der Gruppe seitwärts, um nicht so bald bemerkt zu werden.

Als er aber bis auf eine gewisse Entfernung herangekommen war, blieb er plötzlich überrascht stehen. Er glaubte anfänglich, sich zu täuschen; aber jetzt sah er es deutlich, er betrog sich nicht: um den Hals seiner Frau zog sich ein blutrother Streifen.

Was in aller Welt mag dies nur sein?

Aber jetzt machte Magdalena eine leichte Bewegung, und der rothe Streifen bligte und warf funkelnde Strahlen.

Jetzt wußte er, daß es ein Schmuck von Rubinen war, den seine Magdalena sich so lange gewünscht.

Seine Verwunderung war so groß, daß er sich gar nicht fragte, woher sie das Halsband wohl genommen, sondern daß er sich rasch den Seinigen näherte.

Als er aber von ihnen erkannt worden, und zu ihnen getreten war, sah er, daß er, der anderen Damen halber, nicht sogleich seine Neugierde befriedigen könne; er grüßte also freundlich und nahm Platz bei den Frauen.

Daß Magdalena mit ihrer Mutter und Marien einen flüchtigen Blick gewechselt hatte, bemerkte er nicht im ersten Augenblicke, auch nicht die Verlegenheit der drei Frauen, und später war

das nicht mehr möglich, denn man weiß, mit welcher bewunderungswürdigen Schnelligkeit sich, in ähnlichen Fällen, die Damen zu fassen wissen.

Als die Fremden sich aber entfernt hatten, fragte er natürlich sogleich nach dem Schmucke, und wie Magdalena zu demselben gekommen sei. Er fürchtete bei sich, seine Frau habe ihn hinter seinem Rücken geborgt.

Sennorita Hilaria nahm das Wort.

„Nicht wahr, gestrenger Herr,“ sagte sie, „das überrascht Sie? Aber wir können Ihnen, wenn Sie schön bitten, noch ganz andere Dinge zeigen, und wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen, und dies morgen thun.“

Ein flüchtiger aufmunternder Blick streifte bei diesen Worten Magdalena, welche ein wenig befangen schien. Maria schien vollkommen theilnahmlos, als höre sie das Gespräch gar nicht, oder als berühre es sie wenigstens nicht im Mindesten.

Ambrosio wußte nicht, wie er daran war, und was er sagen sollte. Nach einer kleinen Pause fragte er:

„„Wer hat denn das Halsband gekauft?““

Die Schwiegermutter lächelte, affectirt vornehm:

„Ich,“ sagte sie, „dies und noch mehr, aber

sprechen wir jetzt nicht mehr von der Sache, Sie machen ein so ernsthaftes Gesicht, daß es endlich auffällt, auf dem Heimwege sollen sie Alles erfahren.“

Ambrosio machte allerdings ein etwas ernsthaftes Gesicht, denn er fing an, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Frauen, hinter seinem Rücken, allerlei Schulden gemacht, und daß man ihm eines schönen Morgens, mit einer ganz artigen Rechnung, überraschen würde.

„Ich habe dafür geschwärmt,“ dachte er bei sich selbst, „eine Frau, die ich liebte, ohne alles Vermögen zu bekommen, damit ich ganz allein das Vergnügen haben sollte, für sie zu sorgen, wenn aber diese Frau, welche mir wirklich keinen Realen zubrachte, mich in Schulden stürzt, so ist das doch eigenthümlich.“

Auf dem Heimwege aber, den man heute zeitiger antrat, als sonst, erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß es Hilaria gelungen sei, noch Einiges von dem Vermögen ihres „verreisten“ Gemahles, des Don Ferando, zu retten, und daß sie mit diesem Gelde, es sei ja doch gefunden, sagte sie, die unschuldigen Wünsche ihres Kindes befriedigt habe.

Ambrosio's Verwunderung war wirklich groß,

ja, eine doppelte, denn einmal hätte er seiner Schwiegermutter eher Alles, als diese umsichtige Rettung ihres Vermögens zugetraut, zweitens aber war ihm, dem Geschäftsmanne, bis jetzt keine Silbe zu Ohren gekommen, daß Sennorita Hilaria irgendwie eine Summe beansprucht habe.

Als man aber zu Hause angekommen war, zeigte man ihm noch verschiedene andere Schmucksachen, mehrere Kleiderstoffe, und kleine, aber offenbar theuere, aus Europa gebrachte Spielereien, und Ambrosio berechnete bei sich, daß alle diese Dinge eine ziemlich beträchtliche Summe gekostet haben dürften.

Als die beiden Gatten allein waren, bemerkte Ambrosio dies, und sagte:

„Aber Deine Mutter muß doch eigentlich zu viel Geld für alle diese Dinge ausgegeben haben.“

„„Daß sie,““ entgegnete Magdalena, „„sie liebt mich so sehr!““ Dann setzte sie hinzu: „„aber nicht mehr als Du!““

Hierauf umschlang sie ihn und bedeckte ihn mit so leidenschaftlichen Küssen, daß Ambrosio begann die Verschwendung seiner Schwiegermutter vollkommen gerechtfertigt zu finden. —

Nach einigen Wochen fand eines Tages Ambrosio, nachdem er bereits einige Stunden im

Kaufhause beschäftigt gewesen war, daß er ein ihm nöthiges Papier vergessen habe.

Er eilte nach Hause, und bemerkte, nachdem er den Garten betreten hatte, die alte Negerin unter der Thür der Wohnung stehen. Als ihn diese erblickte, verschwand sie schnell im Innern, und als auch er eintrat, fand er sie mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt.

Sonst schien Alles ausgestorben.

Auf seine verwunderte Frage, wo seine Frau und ihre Mutter, erfuhr er, daß Beide ausgegangen.

Es war die Zeit der größten Hitze, in welcher Niemand gerne das Haus verläßt, er wunderte sich daher höchlich, daß Magdalena, sonst, für eine Peruanerin, sehr empfindlich gegen die Wärme, sich hinausgewagt habe.

Als er indessen am Abend, während der Mahlzeit, nach dem Grunde dieses ungewöhnlichen Spazierganges fragte, erwiederte ihm Magdalena, daß sie einmal Marien einen Besuch hätten abstatten müssen, und um sie zu treffen, eben die Mittagsstunde gewählt hätten, da jene den Nachmittag und Abend ja ohnedies meist bei ihnen zubrächte.

Zur Hälfte glaubte dies Ambrosio, er hielt

es indessen auch für möglich, daß man irgend einen neuen Einkauf gemacht habe, doch äußerte er sich nicht weiter.

Nach einigen weiteren Wochen war, durch einen eigenthümlichen Zufall, Ambrosio abermals veranlaßt, zu ungewohnter Zeit nach Hause zurückzukehren. Es handelte sich um eine Meinungsverschiedenheit über die Lage eines Ortes, mit welchem sein Kaufhaus in Verbindung stand, und Ambrosio, der „Gelehrte“ des Comptoirs, eilte nach Hause, um seine Behauptung durch eine Karte zu bestätigen, welche er besaß.

Er traf wieder Niemand zu Hause!

Diesmal verwunderte er sich nicht mehr, aber ein unbestimmter Verdacht lagerte sich, wie eine furchtbare Last, auf seine Brust. Er suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß die beiden Frauen abermals Einkäufe machten, und er hätte viel darum gegeben, wenn er diese Ueberzeugung hätte fassen können. Aber er vermochte es nicht.

Es war etwas Anderes!

Was war dieses Andere?

Er traute sich nicht auszudenken, was er im Grunde dennoch dachte, was er fast glaubte, und wieder sich zu glauben fürchtete.

Dies sind scheinbare Widersprüche, und dennoch sind sie in der Natur begründet.

Ein eigenthümliches Gefühl hielt ihn eben so ab, die Frauen zu fragen, wo sie gewesen, aber er hätte viel darum gegeben, einen Freund zu besitzen, den er um Rath hätte fragen können. Indeß er hatte keinen Freund, und hätte er einen gehabt, — was hätte er ihn eigentlich fragen sollen?

Bei Tische that Magdalena durchaus nicht dergleichen, als wisse sie, daß Ambrosio während ihrer Abwesenheit zu Hause gewesen, aber sie bat ihn schmeichelnd, sie heute auf dem abendlichen Spaziergange zu begleiten.

Er sagte zu, und zwar mit etwas leichtem Herzen, denn es war ihm, als dürfe er sie keinen Augenblick mehr verlassen.

Man verließ die Stadt, und als man längs dem Ufer des Rimac fortschritt, fanden sich einige andere Frauen, welche desselben Weges gehend, mit Magdalena und Hilaria sprachen, während Ambrosio mit Maria in einiger Entfernung folgte.

Dieser ging schweigend und tieffinnig neben seiner Begleiterin, aber plötzlich, fast gegen seinen Willen, sprach er aus, was ihn so furchtbar beängstigt:

„Wo war Magdalena heute Morgen?“ sagte er mit gepreßter Stimme zu Maria.

„„Ich weiß es nicht!““ war die Antwort, aber — diese Antwort war von einem Händedruck begleitet.

Dieser Händedruck konnte eine unendliche Anzahl von Worten ersetzen, aber er sagte eher Alles, als: „Sei beruhigt,“ vielleicht noch eher: „Ich bedaure Dich.“

Er wiederholte tonlos seine Frage.

Maria sah ihm einige Augenblicke starr an, und er fühlte abermals, wie sie seine Hand leise drückte, dann aber entzog sie ihm dieselbe, und sagte halblaut:

„Miramos.“

Miramos, wörtlich: „wir werden gesehen,“ wird an der ganzen Westküste bei ähnlichen Gelegenheiten gebraucht. Das Wort deutet theils leise Abwehr, theils wohl auch halbes Zugeständniß von Vertraulichkeit an, und kann deshalb auf sehr verschiedene Art übersetzt werden.

Was Ambrosio betrifft, so fing er an zu ahnen, daß ein Geheimniß obwalte, und daß Maria eine Mitwisserin sei, und er übersetzte es etwa so:

„Gehen wir jetzt zu den Anderen, später gebe ich Dir Aufschluß.“

In Folge dieser, vielleicht ziemlich richtigen Uebersetzung, verdoppelte er seine Schritte und holte, sammt seiner Begleiterin, bald die übrige Gesellschaft ein.

Nach einigen Tagen aber bemerkte Ambrosio mit Verwunderung und Schmerz eine auffallende Veränderung im Benehmen seiner Frau. Sie war störrisch, ungewöhnlich schweigsam zu Zeiten, zuweilen wieder heftig, aufbrausend und widersprechend, im Ganzen also das, was man auf zarte Weise mit „unlieb“ ausdrücken kann.

Wenn die Männer auf irgend eine Weise ihre Frau oder eine Geliebte betrügen, so sind sie meistens gegen die Betrogene die Artigkeit selbst. Heuchelei — Rechtlichkeitsgefühl — wir wollen das unentschieden lassen.

Frauen hingegen, im gleichen Falle entwickeln gegen den Betreffenden häufig die oben erwähnte „Unliebsamkeit“ in sehr hohem Grade, obgleich es auch rühmliche Ausnahmen giebt, welche ihre gewöhnliche Liebenswürdigkeit verdoppeln.

Da viele Frauen ganz — wie sollen wir uns ausdrücken — ganz Herz sind, (aber auch hier giebt es rühmliche Ausnahmen,) so vermuthen wir, daß, wenn dieselben sich, oder ihr Herz,

einem andern Manne geschenkt haben, ihnen Nichts mehr übrig bleibt für den frühern Besitzer dieses Schatzes.

Vielleicht liegt in dem so eben Gesagten zum Theil der Schlüssel zu dem eigenthümlichen Benehmen der Sennorita Lugarenos, aber Ambrosio fand diesen Schlüssel nicht, da er seine Bücher besser kannte als die Menschen. Trotz allem Dem lagen ihm stets noch die Ausgänge seiner Frau, zu so ungewöhnlicher Zeit, im Sinne, und da Maria ihn absichtlich zu meiden schien, so beschloß er sich selbst Klarheit zu verschaffen, und ertrug bis dahin die üble Laune Magdalena's mit christlicher Geduld.

Eines Tages aber kehrte er, nachdem er einige Stunden abwesend gewesen war, plötzlich wieder nach Hause zurück.

Zwar hatte er geglaubt, den Kopf der alten Negerin zwischen der halb geöffneten Thür gesehen zu haben, als er in den, auf das Haus zuführenden Laubgang einbog, als er aber eintrat, fand er Magdalena und ihre Mutter.

Es schien fast, als hätten ihn Beide erwartet, denn sie sahen ihn einige Augenblicke mit einem eigenthümlichen Ausdrücke an, und dann sagte Magdalena:

„Du kommst ja jetzt sehr häufig des Mittags nach Hause.“

„„Ei freilich,“ setzte Hilaria hinzu, „der Herr Sohn muß nachsehen, ob wir zu Hause sind.““

„Ich bin dieses Mißtrauen nicht gewöhnt,“ sagte jetzt Magdalena klagend.

„„Magdalena hat Erziehung erhalten, Herr Sohn, Sie kränken sie, sie vergiften ihr Dasein.““

„O mein Gott, wie bin ich unglücklich.“

„„Sie sind schon seit längerer Zeit unausstehlich; hätte ich das ahnen können, nie hätten Sie mein armes Kind bekommen!““

„Aber,“ sagte Ambrosio, „darf ich denn nicht in mein Haus kommen, wenn ich will?“

„„Er darf nicht in sein Haus kommen!““ rief jetzt Hilaria mit kreischendem Tone; „„er wirft uns vor, wir verbäten ihm sein Haus; ach! es wäre gut, wenn wir dieses Haus des Glends nie betreten hätten.““

Hilaria umarmte jetzt ihre weinende Tochter Gruppe.

Aber die Gruppe löste sich, und Mutter und Tochter drangen jetzt, mit Hestigkeit und unter Bermünschungen aller Art, auf den unglücklichen Ambrosio ein, welcher, nach einem fruchtlosen Versuche, zu sprechen für seine Augen bange

wurde, und sich schneller aus dem Hause entfernte, als er es betreten hatte.

Als er des Abends, zu gewöhnlicher Zeit, mit unangenehmen Empfindungen, und langsamen Schrittes, nach Hause ging, sah er plötzlich Maria neben sich, welche, ohne daß er es bemerkt hat, ihn überholt hatte.

„Waren Sie heute bei uns?“ fragte sie Ambrosio.

„Ja!“ Sie nickte einige Male leicht mit dem Kopfe, was keine andere Deutung zuließ, als: „Ich habe Alles gehört.“

„Heute waren sie zu Hause,“ sagte Ambrosio.

„Sie werden sie in Zukunft stets zu Hause treffen,“ erwiderte Maria. Sie lächelte nicht bei diesen Worten und verzog keine Miene; aber es lag ein eigener Ton in denselben.

Er bat jetzt mit Hestigkeit, ihn aufzuklären; aber Maria verschwand in einem Hause, ohne mit Wort oder Blick irgend eine Antwort gegeben zu haben.

Als er nach Hause kam, fand er den Tisch nur für zwei Personen gedeckt. Seine Schwiegermutter erschien, und nahm die Mahlzeit mit ihm ein, aber ohne ein Wort zu sprechen. Dann entfernte sie sich, indem sie ihn geringschätzig ansah.

Dumpf brütend blieb er noch eine Zeit lang sitzen, dann ging er in sein und Magdalena's Schlafgemach.

Ihr Bett war nicht da, auch die Wiege des Kindes fehlte.

Jetzt rief er die alte Negerin und fragte heftig, wo seine Frau und die kleine Antonina seien.

„Sie schläft bei Sennorita Hilaria,“ sagte die Alte mit frechem Tone; „die arme Frau kann sich gar nicht fassen; sie ist das nicht gewohnt.“ Dann hielt sie die Hand vor die Augen, als wolle auch sie in Thränen ausbrechen.

Als aber Ambrosio, bei welchem plötzlich ein heftiger Zorn aufloderte, rasch eine Reitpeitsche ergriff, verschwand sie schreiend.

Was der glückliche Gatte diese Nacht hindurch fühlte und dachte, wollen wir unerwähnt lassen. Aber des folgenden Tages nahm er auf einige Tage Urlaub, und beschloß zu beobachten.

Im Hause selbst war noch immer so ziemlich das alte Verhältniß.

Magdalena erschien zwar bei Tische, aber weder sie noch ihre Mutter sprachen eine Silbe. Die Nächte brachte sie im Schlafzimmer ihrer Mutter zu, und Ambrosio konnte nur mit Mühe dazu gelangen, auf einige Augenblicke seine kleine Anto-

nina, welche er jetzt doppelt zärtlich liebte, sehen und küssen zu können.

Um aber seinen Plan durchzuführen, hatte er unweit seines Hauses eine andere kleine Wohnung gemiethet, von welcher aus er alle Eingänge der seinigen beobachten konnte.

Er hatte dem Vermiether gesagt, er werde dort vielleicht mit einer Freundin zusammenkommen. Der Mann lächelte. Es war ihm dies vollkommen gleichgültig, und es fiel ihm auch nicht auf, daß die besagte Freundin in den ersten drei Tagen, in welchen Ambrosio in seinem neu gemietheten Häuschen zubrachte, nicht erschien.

Dieser aber nahm täglich des Morgens zu Hause einsilbigen Abschied, schlich dann auf Umwegen in seinen Versteck und lauerte. Gingen die Frauen aus dem Hause, so wollte er ihnen heimlich und in einiger Entfernung folgen.

Aber es vergingen drei Tage, und Niemand verließ das Haus.

Er begann sich zu langweilen, und war bereits fest überzeugt, daß er Magdalenen Unrecht gethan. Einen Tag noch wollte er seinen Vorsatz durchführen, und dann seine Frau um Vergebung bitten; er wollte ihr sagen, daß er ein Thor ge-

wesen sei, und Alles würde wieder gut werden, glaubte er.

Edele Herzen glauben leicht an das eigene Unrecht, und gestehen es gern ein, und es ist schade, daß Ambrosio die Gelegenheit nicht fand, seinen edelmüthigen Vorsatz durchzuführen.

Am vierten Tage mochte er vielleicht eine Stunde auf seinem Posten gestanden haben, und er fragte sich bereits, ob er nicht jetzt schon die Probe beenden und reuig in die Arme seiner Gattin eilen wolle, als er plötzlich Hufschlag hörte. Aber das berührte ihn nicht, denn er hatte bloß Augen für die Thüren seines Hauses, aus welchem, zu seinem Vergnügen, noch immer nicht die Frauen traten.

Aber jener Hufschlag näherte sich rasch, zwei Reiter flogen an seinem Berstecke, vorüber und hielten am Eingange seines Gartens.

Der eine derselben sprang vom Pferde, warf dem andern die Zügel zu, und dieser, ein Negerjunge, sprengte so rasch, wie er gekommen, mit beiden Pferden von dannen.

Der Abgestiegene aber ging pfeifend, und offenbar vollkommen bekannt in der ganzen Umgebung, auf das Haus zu, indem er rechts und links mit einer Reitpeitsche nach dem Gesträuche hieb, und

nachdem er eingetreten war, erschien der Kopf von Magdalena's Negerin unter der Thür.

Ambrosio zitterte, und trotz seiner Aufregung fühlte er, wie seine Schläfe fieberhaft pochten.

„Sie werden sie in Zukunft immer zu Hause treffen,“ hatte Maria gesagt!

Er wußte jetzt warum.

Was er sich bisher nicht zu denken getraut hatte, lag jetzt klar und offen vor ihm.

Der dumpfe, unklare Verdacht war plötzlich zur schmähligen Gewißheit geworden.

Aber der in den Fluthen Versinkende hascht nach einem Strohhalme. Ambrosio dachte jetzt, wie oft er in seinen Büchern ähnliche Scenen gelesen, und daß bisweilen der scheinbare Liebhaber, dennoch ein Bruder, oder ein anderes unschädliches Subject, gewesen. Der Gedanke gab ihm seine Kraft wieder, denn er war unwillkürlich in die Kniee gesunken.

Vielleicht war sie doch schuldlos!

Ach wie gerne glaubt man an die Unschuld eines geliebten Wesens!

Ueberzeugung also, vor Allem, und, war sie schuldig — Rache.

Er eilte jetzt, indem er das Gehäge seines Gartens überstieg, gedeckt durch das Gesträuche,

bis an sein Haus, auf dessen Erdgeschoß sich ein leicht gebautes zweites Stockwerk befand, in welchem sich gewöhnlich die Frauen aufhielten. Wurde dort der verdächtige Besuch empfangen, so war es leicht, ein ungesehener Zeuge zu sein, denn eben auf der Seite, von welcher her er sich dem Hause genähert hatte, war ein ziemlich starkes, mit Schlingkräutern dicht überzogenes Geländer, und ein einziges, nur mit einem Holzgitter verschlossenes Fenster, welches ebenfalls dicht mit Ranken und Gewinden überzogen war, erlaubte einen Blick in das Besuchzimmer, wenn man das Geländer erklettert hatte.

Eben als er sich überlegte, ob er dies thun wolle, hörte er oben Stimmen und Gelächter.

Im andern Augenblicke war er oben, und die ziemlich geräuschvolle Heiterkeit, welche innen im Zimmer herrschte, trug ohne Zweifel die Schuld, daß man sein hastiges Aufsteigen dort nicht hörte.

Was er aber hörte und sah, war Folgendes:

Ihm den Rücken zutehend, saß ein Mann auf einem Stuhle, nachlässig den Kopf zurückgeworfen und die beiden Hände in den Taschen seiner Beinkleider bergend. Der Panama-Hut dieses Mannes und seine leichte, mit Gold beschlagene Reitpeitsche lagen auf einem Tische. Vor ihm

aber standen seine Frau, und ihre Mutter, und schienen allerlei scherzhafte Dinge zu erzählen, denn sie sowohl, als der bequem dort sitzende junge Mann, lachten unmäßig.

„Ihr habt ihn also neulich hinausgebissen?“ sagte lachend der Mann, „so daß er wirklich nicht wieder kommt?“

„„Sie hörten ja,““ erwiderte Hilaria, „„wie wir über ihn herfielen. Der Dummkopf bildete sich ein, daß wir geheime Gänge hätten, und lief dreimal, zur ungewohnten Zeit, nach Hause. Nun, als uns die Alte, auf ihrem Wachposten, neulich das Zeichen gab, ließen wir uns nicht verleugnen. Wir haben's ihm ordentlich gegeben. Wenn der gewußt hätte daß Sie hier oben steckten!““

„Ist Der einfältig!“ sagte lachend der Mann.

„„Und jetzt,““ fuhr die wackere Schwiegermutter fort, „„jetzt macht er den Melancholischen, aber er traut sich kein Wort zu sprechen, und daß unsere Magdalena sich von ihm weggebettet hat, verdrießt ihn am meisten.““

Der junge Mann zog jetzt die eine Hand aus der Tasche seines Beinkleides, und stützte sein Hinterhaupt damit, indem er den Kopf noch weiter zurück bog, dann sagte er nachlässig:

„Das ist gut, er soll Nichts mit ihr zu schaffen haben.“

„„Ei, außer des Mittags sehen wir ihn nicht mehr, und daß er Sie nicht mehr stört, so wie jüngst, daß ist meine Sorge.““

„Es wäre mir auch nicht lieb,“ erwiderte in wegwerfendem Tone der Mann, „ich würde nicht mehr wiederkommen, denn ich will mit solchen Menschen, wie der Sennor Lugarenos ist, Nichts zu thun haben. Aber was sagt denn meine kleine Magdalena zu all' diesen Dingen.“

Die Angesprochene, fast noch leichter gekleidet, als dies häufig im Hause ohnedies schon bei den peruanischen Damen der Fall, sprang jetzt auf den Mann zu, und setzte sich auf seinen Schoß, indem sie die Arme um seinen Hals schlang:

„„„Ich sage Nichts,“““ rief sie, „„„aber ich liebe Dich, Dich nur allein!“““

Dann küßte sie ihn leidenschaftlich.

Ambrosio sah noch, wie der Mann das Rubinens-Halsband, welches sie eben trug, leichtthin anfaßte und sagte:

„Du hältst das recht in Ehren, ich muß Dir nur einmal — —

In diesem Augenblicke aber sprang er mit einem Satz vom Geländer auf den Boden, und

war wie der Blitz um die Ecke des Hauses, an der Thüre desselben, an welcher die Negerin Wache hielt. Er wollte sie bei Seite schleudern, aber sie klammerte sich an ihn, und stieß ein gellendes Zetergeschrei aus. Da er sie auf andere Weise nicht losbekommen konnte, streckte er sie mit einem Faustschlage zu Boden.

Dann flog er die Treppe hinauf.

Der junge Mann schien wirklich, wie er vorhin ausgesprochen hatte, eine gewisse Abneigung zu haben, mit dem Sennor Lugarenos in Berührung zu kommen, denn Ambrosio sah in der That nur noch seinen Kopf über die Fensterbrüstung hervorragen. Doch reichte der Moment hin, jenen Carlos zu erkennen, den frühern Bräutigam Magdalena's.

„Hund!“ schrie Ambrosio und sprang auf ihn zu, ihn zu fassen.

Aber jener war so rasch, wie vorhin er selbst, auf dem Boden, und flog in solchen Säzen durch den Garten, und auf das niedere Geländer zu, daß Ambrosio, trotz seiner ungeheuern Aufregung, dennoch, instinkartig, einsah, daß er ihn nicht mehr würde einholen können.

Nun wandte er sich zu den Frauen.

Magdalena stand bleich wie der Tod, aber

aufrecht da, und starrte ihn mit gläsernen Augen an.

Ihre Mutter stand unter der Thür, durch welche er so eben eingetreten war.

„Nichtswürdiges, verworfenes Weib!“ rief er mit erstickter Stimme.

Dann ging er heftig mit vorgestreckten Händen auf sie zu.

Aber die würdige Schwiegermutter ahmte dem Beispiele des Don Carlos nach, und sprang, trotz ihres Alters, mit der Behendigkeit eines Wieselz, die Treppe hinab.

Er verfolgte sie nicht, und war jetzt mit Magdalena allein.

Diese stand noch immer an derselben Stelle, stets todtensbleich und mit glanzlosem Blicke nach ihm hinstarrend.

Auch er war bleich und blickte nach ihr hin. Aber in seinem Auge lag die Wuth, die Verzweiflung, der Tod.

In einem einzigen Augenblicke können zehn, ja hundert Gedanken durch Euer Gehirn fliegen.

In zehn Augenblicken aber kann Euer ganzes Leben an Euch vorübergegangen sein.

Aber während dieser zehn Minuten pochen Eure Schläfe, und Euer Herz schlägt fieberhaft,

denn irgend ein furchtbares Ereigniß, oder eine entsetzliche, todbringende Leidenschaft war es, welche so plötzlich den Vorhang der Vergangenheit vor Euch aufgerollt hat.

Ambrosio kam es vor, als flögen Blitze durch sein Gehirn, schmerzende, brennende Blitze, aber jeder derselben beleuchtete einen Theil seines Lebens. Seine glückliche Kindheit im Vaterlande, sein Lernen und Streben im fernen Europa, dann Magdalena, wie er sie zuerst gesehen, und sein Ringen, sie zu erwerben. Dann ihren Hohn und ihre Reue, dann wieder sein Glück. Und jetzt — seine Schande, seine Schmach — und die Zukunft: ein vergiftetes Leben.

„Erwürgen!“ sagte er dumpf vor sich hin, und schritt langsam auf sie zu.

Die Unerbittlichkeit einer ganzen Bande von Schergen lag in seinen Mienen.

Magdalena zitterte heftig, aber sie blickte ihn nicht flehend an, wie jenes Mal, als sie in der Lehmhütte vor ihm lag, sondern ihr Blick war immer noch stier, fast nichtssagend.

Jetzt stand er vor ihr und streckte seine Hand nach ihr aus.

Da flog ein Engel durch das Gemach, welches bisher mit so viel Schreck und Jammer angefüllt

war, einer der heiligsten Engel aus Gottes Himmel.  
Der Engel der Mutterliebe!

Als seine Hand schon ihren Hals berührt hatte, erscholl aus dem Nebenzimmer ein leiser Schrei, eine sanfte Klage.

Die kleine Antonina war erwacht, und rief in ihrer kindlichen Sprache, die kaum noch ein Lallen war, nach ihrer Mutter.

Und jetzt zeigte sich plötzlich Leben in diesen Zügen, die bisher starr und kalt gewesen. Ihre Wange röthete sich leicht, und sie blickte, vielleicht selbst ohne zu wissen was sie that, nach der Richtung hin, von welcher ihr Kind sie rief.

Auch ihr Richter hörte den Laut, und auch er hielt inne in seinem Rachegeächste.

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme der Kleinen zum zweiten Male, und die heilige Barmherzigkeit vollendete jetzt, was der Engel begonnen:

„Es ist die Mutter Deines Kindes!“ sagte sie zu Ambrosio.

Er trat einen Schritt zurück und blickte Magdalenen einige Augenblicke finster an.

„Nimm, was Dein ist,“ sagte er hierauf, indem er die Hand langsam gegen sie aufhob, „und

verlaß dieses Haus, in zwei Stunden kehre ich wieder." "

Dann ging er in das Nebenzimmer, nahm die kleine Antonina in seine Arme, und schritt, nach einigen Augenblicken, mit ihr aus dem Hause.

Zwar hörte er den gellenden Ruf Magdalena's: „Mein Kind, mein Kind!“ aber er achtete nicht darauf, sondern verfolgte seinen Weg nach der Stadt.

Auf diese, bisher, wie wir glauben, vollständig klar entwickelte und, wie wir versichern können, sehr wahrhaftige Weise verliebte sich der Sennor Ambrosio Lugarenos in die Sennorita Magdalena Gualdas, trat mit ihr in den heiligen Ehestand, und ward, durch unerwartet eingetretene Verhältnisse, wieder von derselben getrennt. —

Wir müssen aber die Schicksale unseres Ambrosio immerhin noch ein wenig verfolgen.

Fast unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der Wohnung Maria's, deren Mutter er seine Antonina übergeben wollte. Indessen besann er sich bald anders, und bog nach einem, von der vornehmen Welt wenig besuchten Stadttheile, unweit der Mauern, ein. Dort pochte er an die Hütte einer Alten, welche früher Dienerin im Hause seiner Eltern gewesen, und als ihm diese

verwundert geöffnet hatte, legte er das Kind in ihre Arme.

Nachdem er der Frau gesagt, was ihr unumgänglich zu wissen nöthig, versprach er ihr reichen Lohn, wenn sie die Kleine mütterlich pflegen wolle, und empfahl ihre besondere Sorgfalt darauf zu wenden, daß ihre Mutter dieselbe nicht etwa entführe. Er fügte noch bei, daß er täglich kommen, und nach der Kleinen sehen wolle. Dann ging er.

Wohin? Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, seit er sein Haus verlassen, und er hatte Magdalenen zwei Stunden Zeit gegeben. Zwar fiel ihm einmal ein, dennoch zurückzukehren und Alle zu ermorden, die er dort finden würde, aber was sollte dann aus Antonina werden? Auch fühlte er sich krank, und kaum im Stande, seinen Weg zu verfolgen.

Er ging daher in ein Speisehaus und ließ sich Wein geben. Aber der Wein half ihm nicht die schlimmen Gedanken vergessen, und machte ihn noch weniger heiter! Er machte ihn krank. Bald kam ein heftiger Frost über ihn, bald eine glühende Hitze, und endlich verfiel er in einen Zustand, welcher halb Schlaf, halb Ohnmacht war.

Mittag war längst vorüber, als er wieder

einigermaßen zu sich kam, und jetzt ging er nach seiner Wohnung.

Die Thür war abgeschlossen, aber der Schlüssel lag auf der Schwelle, und als er eingetreten war, fand er so ziemlich Alles ausgeräumt. Er war gerecht genug, die Schuld hiervon zum größten Theil Hilarien zuzumessen, und sagte, fast zufrieden, zu sich selbst: „So kommen sie doch wenigstens nicht wieder.“

Unwillkürlich suchte er indessen nach einem Briefe von Magdalena, aber es fand sich Nichts vor, doch sah er endlich in einer Ecke, ohne Zweifel in der Hast des Auszuges dorthin geschleudert, und vergessen, ein Päckchen Papiere, mit einem ziemlich schmutzigen Bande zusammengebunden.

Sie gehörten, wie er fand, Hilaria an, und waren unbedeutend, bis auf einen einzigen, schon vor längerer Zeit von Carlos an seine Schwiegermutter geschriebenen Brief. Derselbe enthielt ungeduldige Klagen, daß Hilaria faumselig sei, und Versprechungen für den Fall, daß sie ihm zu einer Zusammenkunft mit Magdalena verhelfen würde. Der ganze Ton dieses Schreibens war kaum anständiger, als der eines reichen Wüßlings an eine Kupplerin. „Auf das einfältige Halsband mit

Rubinen soll es mir nicht ankommen," hieß es unter Anderem.

Für diesen Tag hatte Ambrosio bereits so viel erfahren, daß ihn diese Entdeckung kaum mehr ergriff; eher fühlte er noch eine gewisse Beruhigung, daß sich Magdalena doch nicht sogleich ergeben, und daß sie verführt worden sei.

Des andern Morgens aber steckte er seinen Dolch zu sich, und ging zu Carlos.

Der Sennor sei verreist, auf längere Zeit, hieß es; und Ambrosio ging, verächtlich lächelnd, wieder seines Weges. Er fragte sich erst jetzt, was er eigentlich bei dem Verführer seines Weibes gewollt; denn der Versuch, jenen zu ermorden, war nicht klar in ihm ausgesprochen gewesen.

Aber wahrscheinlich wäre es doch so gekommen. Antonina fiel ihm ein. „Es ist besser so," sagte er.

Nach einigen Tagen war er überhaupt ruhiger geworden, und begann wieder seinen Geschäften nachzugehen, und als nach Verlauf einiger Wochen die Wärterin seiner Antonina ihm gesagt, daß eine junge Frau bei ihr gewesen, und fast Gewalt angewendet habe, um die Kleine zu sehen, verließ er seine Wohnung, zog in den volkreichsten Theil der Stadt, und nahm das Kind und die Alte zu sich.

Es war ihm bange, daß sie ihm auch diesen, seinen letzten Schatz rauben würden.

Erst jetzt gewann er es über sich, zu Maria zu gehen. Ein unerklärliches Gefühl hatte ihn bisher abgehalten, sie zu besuchen.

Sie lächelte, als er eintrat, und sagte dann:

„Nun, haben Sie endlich den Weg zu mir gefunden? Aber so seid Ihr Männer alle, Ihr kennt Euere besten Freunde nicht, und lernt Ihr sie kennen, so seid Ihr undankbar.“

„„Bin ich Ihnen Dank schuldig?““ erwiderte Ambrosio; „„für was denn eigentlich?““

„Wir müssen Jedermann dankbar sein, der uns liebt,“ rief das Mädchen, und damit flog sie an seinen Hals, und erstickte ihn fast mit ihren Küffen.

Da man nie unartig, oder abstoßend gegen Frauen sein soll, am allerwenigsten in einem solchen Falle, so ließ Ambrosio sich eine Zeit lang küssen. Endlich aber wand er sich sanft aus ihren Armen, und trat zurück.

Maria sah ihn zuerst mit funkelnden Augen an.

„Sie hassen mich?“ rief sie, „Sie stoßen mich zurück, Sie verachten mich?“

Dann begann sie bitterlich zu weinen.

Ambrosio ergriff ihre Hand.

„„Maria,““ sagte er, „„ich habe nur einmal geliebt, und Sie wissen, wie meine Liebe belohnt wurde. Nie wieder wird ein zartes Band mich mit einem weiblichen Wesen vereinigen.““

„Das ist genau wieder so, wie das mit Ihrer Achtung,“ rief Maria, halb lachend, halb weinend. „Zartes Band! das soll heißen: heirathen! Sie haben ja noch eine Frau, das geht nicht; aber Sie sollen mich lieben, wie ich Sie liebe.“

„„Ich kann kein Weib mehr lieben!““

„So geht zum Teufel und zu seiner Großmutter, die Eure Muhme ist,“ rief sie zornig; aber dann beruhigte sie sich wieder, und erzählte ihm unter Lachen und Scherzen, bald wieder weinend und scheltend, wie Alles gekommen sei.

Sie habe ihn immer allein geliebt, wenn er eben von Magdalena getrennt gewesen sei, sagte sie; abspenstig habe sie ihn nie machen wollen, aber sie habe sich über ihn geärgert, weil er stets so kalt gewesen sei. Als er Magdalenen geheirathet habe, und sie wieder in sein Haus gebeten, sei es ihr vorgekommen, als habe Hilaria beabsichtigt, daß Ambrosio mit ihr ein Verhältniß beginnen solle; da er aber hierauf nicht eingegangen, so habe sie einen heiligen Eid schwören müssen, we-

nigstens Nichts zu verrathen, von den Besuchen Carlos', die zu jener Zeit eingeleitet worden.

„Die Alte,“ sagte sie, „trägt alle Schuld, sie hat das frühere Wohlleben nie vergessen können, und hat Magdalena zu Allem verleitet.“

Endlich aber, und noch nach längerem Gespräche, schob sie ihn zur Thür.

„Geht mit Gott,“ sagte sie, „Ihr seid ein ungeschickter Mensch, und wenn Euch die Frauen betrügen, geschieht es Euch recht. Ihr verdient es nicht besser. Ich aber will mich jetzt nach einem anderen Manne umsehen, und das zwar ganz in allem Ernste. Nach Magdalena will ich mich hier und da erkundigen, und wenn Ihr zuweilen zu mir kommen wollt, sollt Ihr hören, wie es Ihr geht. Ihr hängt noch immer an ihr. Das merkt man. A dio.“

Er ging, und kehrte in der ersten Zeit nicht wieder, da er die Hestigkeit Maria's fürchtete, und keine Neigung zu ihr fassen konnte.

Aber er selbst fand ebenfalls keine Ruhe, und er fühlte, daß er unwillkürlich an Magdalenen denken müsse, aber — stets mit sich minderndem Grolle. Er wollte also fliehen, wenigstens auf einige Zeit. Da sein Haus eben ein wichtiges Geschäft in China abzuschließen hatte (es handelte sich um die Ein-

führung der Seidenzucht in Peru), so bot er sich an, dorthin zu gehen, und nachdem er Antonina in die beste und sicherste Hut gegeben, segelte er ab, mit schwerem Herzen, das gestand er sich, aber mit der Hoffnung, ruhiger zurückzukehren.

Fast ein ganzes Jahr verging, ehe er sich wieder seiner Heimath näherte, und nachdem er in Callao an's Land gestiegen, und seine lebende Waare, an hundert Stück lebende, seidenzüchtende, bezopfte Chinesen, richtig abgeliefert, ging er mit klopfendem Herzen, sein Kind zu sehen.\*)

Antonina war frisch auf, und ziemlich bedeutend gewachsen. Sie zählte jetzt fast zwei und ein halbes Jahr, und hatte sich schon am ersten Tage seiner Heimkehr so an ihren Vater gewöhnt, daß er sich einredete, sie habe ihn wieder erkannt. Er erstickte sie fast mit seinen Liebkosungen.

War sie nicht das einzige Wesen auf der

\*) Ich habe dieses Schiff, welches die erwähnten Chinesen nach Peru brachte, in Valparaiso getroffen, und war an Bord desselben. Ich vermag nur zu berichten, daß ich nie sonderbarere und verrücktere Exemplare der Species homo getroffen habe, selbst in Europa nicht, als jene langzopfigen, gelben Bursche. Wie es aber mit der beabsichtigten Seidenzucht in Peru gegangen, weiß ich nicht zu sagen. Leider vergaß ich bei meiner spätern Anwesenheit in Lima mich hiernach zu erkundigen.

ganzen weiten Welt, was er lieben konnte, und durste, nach seinen Grundsätzen!

Nach einigen Tagen ging er zu Maria. Sie hatte einen Säugling im Arme, und er sah, daß sie Wort gehalten, und sich eifertig nach einem andern Manne umgesehen, als er sie jenes Mal verlassen.

„Ah!“ rief sie ihm entgegen, „sind Sie auch wieder da! Was machen die Chinesen? Haben Sie Jemand dort achten gelernt? Mich brauchen Sie jetzt nicht einmal mehr zu lieben. Ich habe einen Mann, und bin vollständig unschädlich.“

Ihre Augen schienen dies nicht gänzlich zu bestätigen, aber er ließ es dahingestellt sein, und fragte, scheinbar gleichgültig, nach Magdalena.

Sie blickte ihn von der Seite an. Dann sagte sie:

„Ich weiß nicht viel von ihr. Mein Mann will nicht, daß ich mich um sie kümmere. Aber,“ setzte sie hinzu, „wenn ich wollte, thäte ich es deshalb doch.“

Ambrosio erfuhr aber dennoch von ihr, daß Hilaria gestorben, daß Carlos, welcher wiedergekehrt war, Nichts mehr mit Magdalena zu schaffen haben wolle, und daß diese sich, ohne Zweifel kümmerlich, von ihrer Hände Arbeit nähre.

Er saß sinnend da, bis das Kind Maria's ihn aus seinen Träumen erweckte. Als ihn diese auslachte, verließ er sie ärgerlich.

Da er von Anderen keine weiteren Nachrichten über die Mutter seines Kindes, wie er sie nannte, erhalten konnte, sendete er die Wärterin Antonina's auf Kundschaft aus, und da „ältere Frauen“ Alles erfahren, was sie erfahren wollen, so brachte diese schon des andern Tages ziemlich ausführliche Botenschaft.

Zuerst gestand sie, daß es Magdalena während seiner Abwesenheit eines Tages gelungen sei, bis zu Antonina zu dringen. Sie habe sich zuerst wie wahnsinnig geberdet, und laut klagend auf den Boden geworfen, endlich aber sei sie ruhiger geworden, und habe sich zuletzt still weinend entfernt. Jetzt wohne die Sennorita in einem entfernten Stadttheile, und suche sich durch Arbeit zu ernähren. Es ginge ihr aber nicht gut, das wisse man in der ganzen Nachbarschaft, obgleich sie mit Niemandem nähern Verkehr habe.

Ambrosio suchte eine strenge Miene anzunehmen, und befahl, im Fall die Sennorita wiederkehren solle, dieselbe unter keiner Bedingung mehr zu seinem Kinde zu lassen. Dann aber erkundigte

er sich, scheinbar gleichgültig, nochmals nach der Wohnung Magdalena's.

Die Alte beschrieb ihm dieselbe genau.

Als die Nacht angebrochen, hüllte er sich in alte, unscheinbare Kleider, und ging daran, die Wohnung Magdalena's aufzusuchen, was ihm indessen nicht gelang. In der folgenden Nacht war er glücklicher.

Man führte ihn zu einem niedern, und allenthalben mit Rissen versehenen Häuschen, in welchem, wie man ihm sagte, die arme Wittwe wohne, und er, nachdem er sich das Haus, oder besser die Hütte genau bemerkt hatte, versprach morgen bei Tage wiederzukommen, um bei der Frau einige Bestellungen zu machen.

Aber er kehrte, als er bemerkte, daß ihn Niemand mehr beobachtete, zurück, und trat an das niedere, mit schmalen Holzstäben vergitterte Fenster, aus welchem ein schwacher Lichtschimmer drang.

Drinne saß auf einem niedern Schemel, vor einem Holzkloze, Magdalena und arbeitete, und diese Arbeit bestand darin, daß sie kleine Maisstroh-Cigarren fertigte,\*) wie solche in Peru,

\*) Es gehört eine große Gewandtheit dazu, um sich durch diese Arbeit einen, selbst nur sehr mäßigen Erwerb, zu verschaffen, denn sie wird schlecht bezahlt, und ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, die Schnelligkeit zu bewundern,

und überhaupt an der ganzen Westküste, häufig geraucht werden.

Ambrosio war tief erschüttert, als er Magdalena in solcher Beschäftigung erblickte.

In den ersten Zeiten ihrer Ehe hatte sie scherzweise öfters versucht, solche Cigarren für ihn zuwege zu bringen, aber es war ihr niemals gelungen, und sie hatte dieselben stets wieder scheltend bei Seite geworfen.

Und jetzt?

Bei dem Scheine einer, nur höchst nothdürftig Licht gebenden Lampe saß Magdalena, früher seine Magdalena, die Tochter des reichen Kaufmanns, vorgebeugt, und mit gerötheten Augen, und ließ emsig die kleinen gelben Stengel durch ihre mageren Hände gleiten, als hinge Leben und Tod an dieser ihrer Beschäftigung.

mit welcher solche Cigarren: verfertigt werden. Zur Linken liegen die bereits zugeschnittenen Maisblätter, vor dem Arbeitenden steht ein Gefäß mit dem fein, fast pulverförmig geschnittenen Tabak. Ein Griff mit der Linken nach dem Blatte, welches in den Tabak geführt, dort gerollt, und mit beiden Händen zugebreht wird, worauf es die Rechte zu den bereits vorher gefertigten wirft, ist das ganze Verfahren. Aber nur der kann ein halbwege tüchtiger Arbeiter genannt werden, der in jeder Sekunde wenigstens eine Cigarre fertigt. Für das Tausend wird nur eine, für den dortigen Geldwerth wenigstens, geringe Summe bezahlt.

Nach einiger Zeit hielt sie inne, richtete sich auf, als schmerze sie die Brust, von der fortwährend gebückten Stellung, und seufzte tief, aber bereits nach einigen Augenblicken setzte sie ihre Arbeit wieder fort.

Sie war sichtlich gealtert, selbst viel mehr gealtert, als es nach ihren Jahren hätte der Fall sein sollen, obgleich die Frauen, unter jenen Breitengraden, früher verblühen, als in der gemäßigten Zone, und ihre frühere Fülle war verschwunden, sie war hager geworden, und ihre dürftige Kleidung hing lose um ihren schwächtigen Körper.

Ambrosio unterdrückte seine Bewegung, und warf einen Blick auf die ärmliche Umgebung, aber er hatte nicht viel zu mustern, denn neben einigen Woll-Decken, welche ihr Lager bildeten, und zwei oder drei Kochtöpfen, war Nichts vorhanden.

Er wandte sich jetzt ab und ging, planlos, durch die dunkeln Straßen, mit schwerem Kummer, der Vergangenheit gedenkend, welche er mit der Gegenwart verglich.

Nach einer halben Stunde stand er, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie er dahin gekommen, wieder vor dem Fenster Magdalena's, und blickte durch das Holzgitter.

Sie saß an derselben Stelle wie vorher, und arbeitete eben so mit derselben Hast. Mitternacht war vorüber.

„Sie muß hungern, wenn sie Nichts erwirbt,“ dachte er.

Dann aber wendete er sich hastig ab, denn er fühlte, wie ein heißer Strom, von seinem Herzen aus, gegen die Schläfe stieg, und er fürchtete sich zu verrathen.

„Sie muß hungern,“ rief er dann laut, als er, fast verstört, fortrannte durch die bereits menschenleeren Straßen, „hungern, hungern, meine Magdalena, meine arme, arme Magdalena!

Er streckte die Arme von sich, als wolle er sie über seinem Haupte zusammenschlagen, und heiße, brennende Thränen strömten reichlich über seine Wangen.

Wenn der alte Sennor Gualdas den Ambrosio also durch die Straßen Limas hätte laufen sehen in dieser für einen Geschäftsmann höchst unpassenden Situation, hätte er ohne Zweifel seinen frühern Ausspruch wiederholt, und gesagt:

„Er ist ein Narr!“

Fast aber schien es, als stiege ein ähnliches, wenigstens theilweise ähnliches Selbstbekenntniß

auf in Ambrosio, denn er blieb plötzlich stehen, und stampfte mit dem Fuße.

„Ich sage Nichts, aber ich liebe Dich, nur Dich allein!“ rief er wüthend, indem er die Faust ballte.

Dann sah er den nachlässig dort sitzenden Carlos vor sich, wie er, gewissermaßen herablassend, Magdalena angesprochen, und wie diese, jene Worte ausrufend, den übermüthigen jungen Mann zärtlich geküßt hatte.

Er hob die Linke auf zum Himmel, und schwur laut einen theuern Eid, der Treulosen nie zu vergeben, sich nie wieder mit ihr zu vereinen, aber leise, fast als schäme er sich vor Dem, der doch die Barmherzigkeit selbst, setzte er hinzu:

„Aber hungern soll sie nicht!“

Als er endlich nach Hause kam, küßte er seine kleine Antonina fast ungestüm aus dem Schlafe, aber das Kind weinte nicht, sondern schlang seine kleinen Arme um seinen Hals, und nannte ihn schmeichelnd Vater.

Des andern Tages schon sendete er eine zuverlässige Person zu Magdalena, welche ihr eine, für ihre Verhältnisse nicht unbedeutende, Summe überbringen sollte. Seinen Namen zu nennen, oder auch nur ahnen zu lassen, verbot er aber strenge.

Die Frau brachte das Geld wieder.

„Die Sennorita nahm das Geld nicht, ja sie fragte nicht einmal, wer der Geber,“ sagte sie, „sie habe ein Gelübde gethan, von ihrer Hände Arbeit zu leben, bis Gott ihr ein Zeichen gegeben, daß ihr eine schwere Sünde, die sie begangen, vergeben sei.“

„„Auch sie hat ein Gelübde gethan,““ sagte Ambrosio nachdenklich, „„auch sie! Wie wird das enden?““

Er machte keinen Versuch mehr, sie zur Annahme von Geld zu bewegen, aber fast jede Nacht stand er vor ihrem Fenster, und sah, wie sie eifrig ihre Cigarren drehte. Dann suchte er zu erfahren, für welchen Kaufmann sie arbeite. Er hätte dann, durch diesen, unter dem Vorwande einer Lohneserhöhung, ihr wohl eine Unterstützung zukommen lassen können.

Auch wäre er vielleicht ein Kunde dieses Kaufmanns geworden, für seinen Bedarf an Cigarren wenigstens.

Aber er konnte das nicht erforschen.

Die Leute, welche in der Nachbarschaft wohnten, dachten wohl anfänglich daran, daß der Mann, welcher allnächtlich an jenem Fenster stand, sich in die arme Sennorita verliebt habe, da man

aber in jenen Ländern nicht gewohnt ist, in der vermutheten Gemüthsverfassung lange vor einem Fenster zu stehen, und da man ferner das, nicht mehr sehr anziehende, Aeußere der Sennorita selbst in Betracht zog, stieg bei den Leuten der Nachbarschaft dieselbe Vermuthung auf, welche der verschollene Gualdas schon längst ausgesprochen hatte, und welche wir, leider, sogleich zu wiederholen gezwungen sein werden.

Eines Tages nämlich fand Ambrosio das Fenster Magdalena's nicht beleuchtet, und dies war eben so wenig des folgenden Tages der Fall, und nach weiteren drei oder vier Tagen eben so wenig.

Als nun Ambrosio endlich, nach der angegebenen Zeit, sich ein Herz faßte, bei Tage in jene Gegend ging, und nach Magdalena fragte, erfuhr er, daß sie ausgezogen.

„Warum denn?“ fragte er.

„„Weil seit einiger Zeit jede Nacht ein verrückter Mensch an ihr Fenster kam und stundenlang durch die Gitter in ihre Stube gaffte. Sie will mit keinem Manne Etwas zu schaffen haben, und,““ setzte eine Nachbarin giftig hinzu, am wenigsten mit einem solchen Narren.““

„Wohin ist sie denn gezogen?“

„Das hat sie Niemandem gesagt?““

Ambrosio ging verstimmt nach Hause, und da alle Nachfragen nicht den gewünschten Erfolg hatten, so fing er an zu glauben, daß Magdalena Lima gänzlich verlassen habe.

Noch während dieser Nachforschungen hatte Ambrosio abermals seine Wohnung geändert, und war, der kleinen Antonina wegen, in eine jener reizenden Gartenwohnungen gezogen, welche längs des Flusses Nimac gelegen sind, und meist nur von reicheren Leuten bewohnt werden. Aber das Vermögen Ambrosio's hatte sich gemehrt, er war, wie das dort häufig der Fall, Mittheilhaber der Handlung geworden, und durfte sich diese Ausgabe wohl erlauben.

Es schien auch, als gedeihe die Kleine doppelt so gut in der frischen Luft dort außen, als in der Stadt selbst, und wenn sie Ambrosio so munter in dem weitläufigen Garten umher laufen sah, gestand er sich zu, daß er wenigstens ein glücklicher Vater sei.

Was ihm aber dennoch fehlte, getraute er indessen sich nicht zu gestehen.

Eines Morgens wurde er, vor der gewöhnlichen Zeit, durch ein eigenthümliches Getöse aus dem Schlafe geweckt, und erfuhr, daß der Nimac in der Nacht plötzlich angeschwollen sei, an mehreren

Stellen bereits aus seinen Ufern getreten sei, und allerlei Verwüstungen angerichtet habe.

Als Ambrosio hierauf in den Garten trat, sah er wirklich, daß der Fluß, außerordentlich schnell, zu einer bedeutenden Höhe gestiegen, und daß seine, sonst klaren Fluthen, gelb und schlammig, sich dicht unter der Mauer seines Gartens vorüberwälzten.

Den Wohnungen der Reichen, auf dem linken Ufer des Rimac, gegenüber, und eine ziemliche Strecke flußabwärts sich ziehend, stehen meist ärmliche Häuser, von Unbemittelten und Armen bewohnt, und da dort keine Mauern aufgeführt sind, und die Wasser freien Spielraum hatten, so war dort schon mehr Schade geschehen, manche Häuser dem Einsturze nahe, und andere gefährlich bedroht.

Trotz dem stand an allen erhöhten Stellen des rechten Ufers eine zahlreiche Volksmenge, welche dem ungewohnten Schauspiel zusahen, bald in's Land hinaus blickten, um die Ausdehnung der Ueberschwemmung auch dort übersehen zu können, bald einen vorübertreibenden Baumstamm mit Geschrei begrüßten, bald Versuche machten, sich irgend eines andern Gegenstandes zu bemächtigen, welcher eben, näher dem Ufer, vorüberschwamm.

Ambrosio hatte die Wärterin Antonina's wie-

derholt darauf aufmerksam gemacht, die Kleine keinen Augenblick außer Acht zu lassen; denn diese entwickelte, wie die Kinder an allen Orten der Welt, eine ausnehmende Heiterkeit über all' die ungewöhnliche Bewegung um sie her, wollte Alles sehen, Alles erklärt wissen, und betrachtete das allgemeine Unglück als eine höchst unterhaltende Erscheinung, wobei ihre natürliche Lebendigkeit sich um das Doppelte gesteigert zu haben schien.

Da aber der Garten, in welchem Ambrosio's Haus stand, ziemlich groß, und unterhalb des Hauses die Mauer einigermaßen schadhaft war, so verließ Ambrosio auf einige Augenblicke die Wärterin und die Kleine, und ging jetzt jener Stelle zu, um zu sehen, ob nicht etwa ein Einsturz zu befürchten.

Aber er hatte dieselbe kaum erreicht, als ein Getöse in seine Ohren drang, und er gleichzeitig sah, wie unter den Zuschauern am jenseitigen Ufer eine lebhaftere Aufregung entstand.

Er blickte auf den Fluß, aber er bemerkte dort nichts Auffallendes; im andern Augenblicke aber sah er Antonina's Wärterin auf sich zu stürzen und einige Schritte von ihm entfernt ohnmächtig zu Boden sinken.

Ein tödtlicher Schreck bemächtigte sich seiner.  
Er errieth Alles.

Antonina!

Er sprang auf die Brüstung, und sah, wie eben am jenseitigen Ufer ein Weib sich losriß von Anderen, welche sie zu halten suchten, sich in's Wasser stürzte und bald bis in die Mitte des Stromes fortgerissen wurde; und jetzt — jetzt sah er dort, in der Nähe jenes Weibes, mitten in den Fluthen einen weißen Gegenstand; es war sein Kind, bald an der Oberfläche, bald wieder bedeckt von den Wogen, aber stets mit furchtbarer Schnelligkeit abwärts getrieben.

Er stieß einen unartikulirten Schrei aus, und stürzte sich ebenfalls in die Wogen, welche brausend über ihn zusammenschlugen. —

Als Ambrosio wieder zu sich kam, fand er sich, theilweise entkleidet, auf einem, mit einigen durchlöcherten Decken nothdürftig bedeckten Strohlager, aber sorgsam in Guanaco-Felle gehüllt.

Sein Blick fiel auf eine durchlöcherte Lehmwand; durch das, aus einem Binsengeflechte bestehende Dach blickte die Sonne auf sein Lager, und draußen hörte man das Brausen des Stromes.

Jetzt kehrte seine Besinnung wieder. Er hatte sein Kind in den Wellen gesehen, war, ohne zu

überlegen, daß er kaum schwimmen konnte, in den Fluß gesprungen, und hatte, kurze Zeit mit den Wellen kämpfend, alsbald die Besinnung verloren.

Ihn hatte man gerettet; aber seine Antonina!

Er richtete sich auf, und das Erste, was seine Augen erblickten, war sein Kind, halb liegend, halb sitzend, in einer Ecke der Hütte, und in eine alte verblichene Decke gehüllt.

Aber die Kleine lebte; ihre Wangen waren geröthet, und sanfte Athemzüge hoben und senkten ihre Brust, obgleich ihre Augen geschlossen waren, und sie offenbar schlummerte.

Vor dem Kinde kniete eine Frau auf der Erde, in Lumpen gehüllt, mit aufgelösten Haaren, und triefend von Wasser. Der eine ihrer halb entblößten Arme lag auf dem Schooße des Kindes, mit dem andern schien sie dasselbe zu stützen.

Ambrosio wußte jetzt, daß seine Antonina gerettet war; er wußte ferner, daß diese Frau, welche dort auf der Erde kniete, ihre Retterin war; ja er wußte noch mehr, er wußte auch, wer diese Frau war.

Ein einziger Augenblick genügte, ihm alles Dies zu sagen.

„Magdalena!“ rief er jetzt mit sanfter Stimme.

Die Frau zuckte beim Klange dieser Stimme zusammen, und schien zu schauern.

Er wiederholte den Ruf.

Jetzt wandte sie wie erschrocken, fast hastig, den Kopf, und blickte ihn an.

Er erschrak über diese hageren, bleichen und abgehärmten Züge.

Und doch war es Magdalena, aber er hatte, als sie dort, vor dem Kinde, auf der Erde lag, trotz dem daß sie in ärmliche Lappen gekleidet war, doch nur die Magdalena von früher, seine Magdalena gesehen, die Magdalena, welche er so sehr geliebt hatte.

Aber liebte er sie jetzt minder??

„Magdalena!“ rief er jetzt zum dritten Male, und in seiner Stimme lag Dankbarkeit, Liebe, Vergebung.

Die Gerufene stand jetzt auf.

„„Sennor,““ sagte sie, „„das Kind ist gerettet, und, Gott sei Dank, Ihr auch. Lebt wohl.““

Sie ging entschlossen auf die Thür zu.

Aber Ambrosio sprang auf, und umfaßte sie.

„Willst Du Dein Kind verlassen?“ rief er, „willst Du mich verlassen, mich, der Dir Alles vergeben hat, der Dich liebt wie früher?“

Er hielt sie fast mit Gewalt fest, aber sie wand

sich dennoch aus seinen Armen und sank vor ihm auf die Kniee, indem sie zitternd ihre Arme zu ihm emporstreckte.

Er wollte sie an seine Brust ziehen, aber sie rief: „„Laß mich hier, hier ist mein Platz, zu Deinen Füßen, um Dir zu danken, daß Du mir vergeben. Dann aber laß mich ziehen, nimm nicht die Bescholte zum zweiten Male auf unter Dein Dach, mich, die ich Dich getäuscht, gekränkt, verrathen.““

Sie weinte heftig, und barg das Gesicht in ihren Händen.

„Magdalena! ach, Magdalena!“

Sie ließ ihn nicht weiter sprechen:

„„Mich bindet ein Eid,““ rief sie, „„ein theurer Eid — —““

Jetzt aber fiel er ihr in die Rede:

„Ich weiß es,“ sagte er sanft, „ich weiß es, Magdalena, was Du geschworen, aber Gott hat Dir das Zeichen gegeben. Er hat Dir erlaubt, unser Kind zu retten, auf wunderbare Weise, das ist das Zeichen, denn Gott ist barmherzig, und deshalb wird er auch mir vergeben, weil ich meinen Eid brechen will, ja schon gebrochen habe. So komm denn Du, die Du jetzt, eine reuige Magdalena, zum zweiten Male vor mir auf den

Knieen liegt, an mein Herz, aus dem ich Dich ja nie gänzlich reißen konnte, und Alles sei vergeben und vergessen."

Sie ließ sich jetzt emporziehen zu ihm, dann nahm sie die kleine Antonina auf ihre Arme, und folgte ihm, denn schon schlugen die Wellen des Rimac an die Wände der Hütte, und als sie über die Brücke schritten, um nach Ambrosio's Hause, auf dem andern Ufer, zu gehen, waren die morschen Wände, die sie vor Kurzem noch kümmerlich beherbergt, schon von den Fluthen hinweggespült.

Nach einigen Tagen aber, als sich die Wasser fast gänzlich wieder verlaufen, zeigte Magdalena nach der Stelle, wo ihre Hütte gestanden, und sagte:

„„Sieh! dort stand ich täglich, und blickte herüber nach Antonina und Dir, und betete für Euch Beide, für Euch Beide allein, und nicht für mich, und dennoch war Gott gnädig gegen mich, und gab mir ein Glück zurück, was ich frevelnd verscherzt.““

Die Fischer aber, am andern Ufer, sagten:

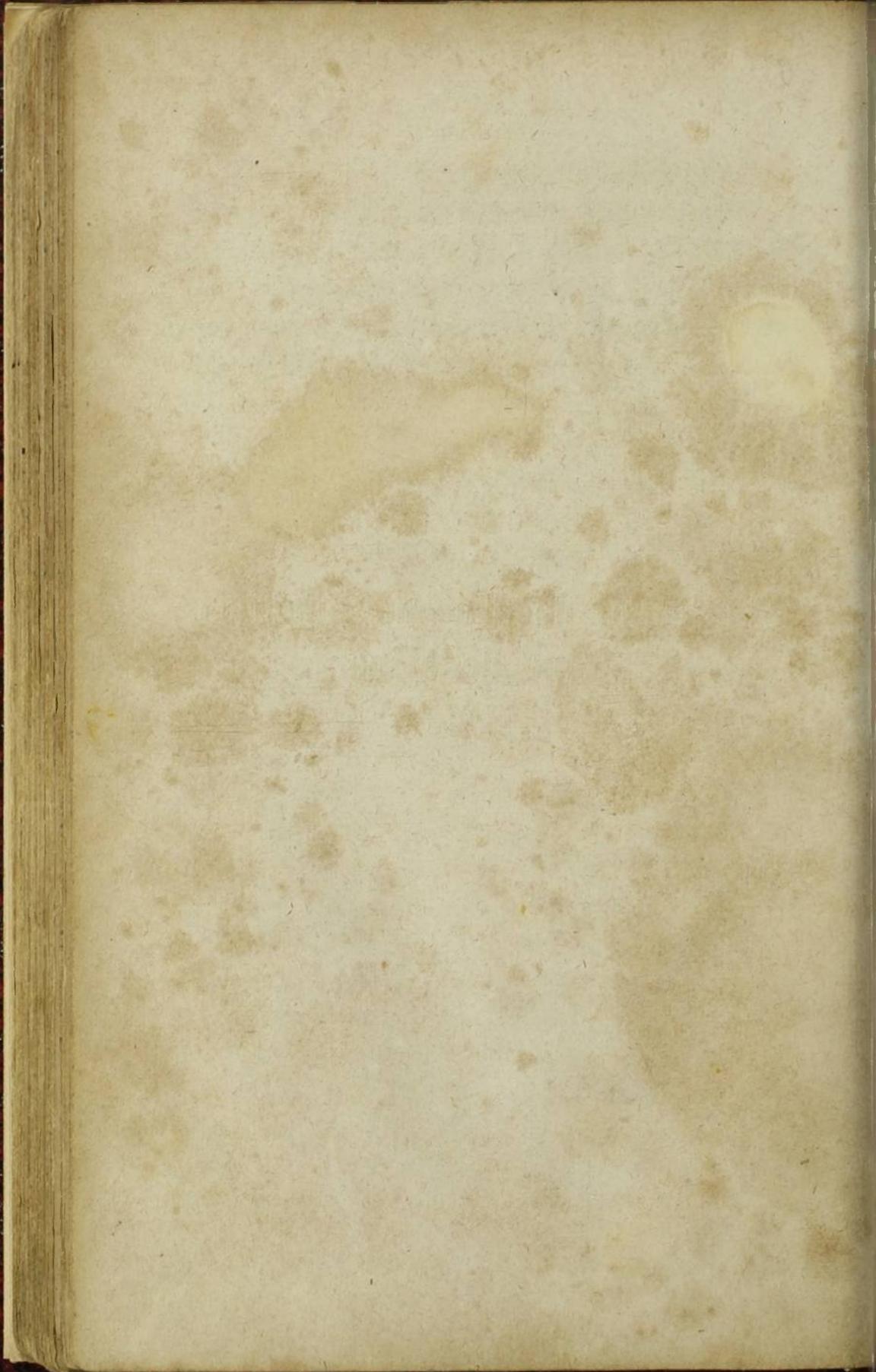
„Wer hätte geglaubt, daß das arme Weib da die Frau des reichen Sennor war! Das Kind hatte sie freilich wacker gefaßt, und sich an dem Damme dort so fest angeklammert, daß wir sie kaum losbringen konnten.“

„Aber daß er ebenfalls, um die Kleine zu retten, in's Wasser sprang, war ganz überflüssig, und machte uns nur doppelte Mühe. Die heilige Rosalia hat aber Alles zum Besten gelenkt, und ein gutes Trinkgeld haben wir auch erhalten. Jetzt ist Alles in Ordnung.“

*ist nunmehr in  
Wartung im Besatz der  
Unteroffiziere*

*Pres. facium collegium.*

**De leone, de dracone familiari  
atque de asino.**



Das Gemach, oder ohne Zweifel besser gesagt, der Ort, an welchem ich mich in der Zeit, von welcher ich spreche, befand, bestand zu einem Drittel aus einem Schuppen, zum zweiten aus Etwas, was vielleicht, mit vielem guten Willen betrachtet, entfernte Aehnlichkeit mit einem Zimmer, oder einem, mit einem solchen, verwandten Gegenstande hatte. Das letzte Drittel endlich bestand aus Gottes freier Natur.

Mit anderen Worten: ich wohnte jenes Mal in dem kleinen Anbau eines ebenfalls kleinen Hauses, und drei Seiten dieses Anbaues bestanden aus durchlöcherten Lehmwänden, während die vierte aus gar Nichts bestand, das heißt frei und offen war, und einen ganz artigen Blick in die Ferne gestattete.

Die Lehmwände und ein, wenn auch etwas defectes, Dach begründen die Aehnlichkeit mit

einem Zimmer. Ein Haufen Grünfutter, von täglich wechselnder Größe, aufgehäuft an einer dieser Wände, rechtfertigen die Bezeichnung Schuppen, die Naturseite hingegen bedarf, wie ich glaube, an und für sich keiner Rechtfertigung für den Namen, welchen ich ihr gegeben habe.

Hinsichtlich der Ausstattung dieser meiner Wohnung, so erfreute sich dieselbe einer ganz gleichen edlen Einfachheit.

Sie bestand, wenn ich mich zu Hause befand, aus meinem Bette, das heißt aus dem sogenannten halben chilenischen Sattel, sechs Pelzdecken von Guanaco-Fellen und einem hölzernen Sattelgerüste, (der sogenannte große Sattel hält zwölf solcher Felle,) und man schläft, in Ermangelung eines andern Lagers, ganz erträglich auf diesen Decken.

Ferner aus meiner Doppelflinte, meiner Jagdtasche, einem starken hirschfängerartigen Waidmesser, einem Lasso, und endlich aus einer kleinen Satteltasche, angefüllt mit verschiedenen Gegenständen, welche ich zu jener Zeit noch für unentbehrlich hielt, zum Beispiel: Kamm, Zahn- und Haarbürste, und eine schwache Idee von frischer Wäsche.

Befand ich mich nicht zu Hause, so war dies

derselbe Fall mit diesem meinem Mobiliare, indem ich dasselbe dann auf meinem Pferde mit mir führte.

Das Einzige, welches in solchen Fällen dann noch meine frühere Anwesenheit verrieth, war eine gewisse Anzahl von Vogelbälgen, welche ich, indem ich die Schultern meines Knechtes bestieg, mit großer Kunst an die Decke des Schuppens befestigt hatte, um sie vor Hunden, Kindern und Ferkeln sicher zu stellen, welche, nächst den Motten, die gefährlichsten Feinde von Vogelbälgen sind, und welche mich zu allen Zeiten des Tages und der Nacht häufig mit ihrem Besuche beehrten.

Der Grund, warum ich mich in diese ländliche Einsamkeit zurückgezogen hatte, war kein anderer, als so viel wie möglich der eben gedachten Vogelbälge zu erwerben, und da sich in der Nähe ein Landsee befand, zugleich kleinere und größere Gehölze sich durch die Ebene zogen, und in einiger Entfernung die fast gänzlich bewaldete Küsten-Cordillera emporstieg, so war der Ort ganz gut gewählt.

Im Uebrigen hatte ich einen berittenen Knecht bei mir, der für mein Pferd sorgte, und hin und wieder durch einige leichte und oberflächliche Panto-

mimen anzudeuten schien, als habe er den Vorsatz, meine Stiefeln zu reinigen.

Mein Hauswirth endlich, der Besitzer des Hauses, an welchen mein Schuppen anlehnte, gab mir die Kost, oder eigentlich seine Frau erzeigte mir, gegen ziemlich billige Vergütung, diesen Liebesdienst, und trotz dem daß die Sennorita die Besitzerin von fünf niemals gekämmten, zu allen Zeiten und über alle Begriffe unreinlichen Kindern war, war diese Kost doch ganz erträglich, und zumal für einen Mann, der den ganzen Tag im Freien umherstreifte, gar nicht zu verachten.

Ich habe den Namen meines, nur auf kurze Zeit gedungenen, Knechts vergessen, auf gleiche Weise den des Sennor de la casa und jenen der Sennorita, und indem ich auf der einen Seite offenherzig dieses Geständniß ablege, mache ich den günstigen Leser andererseits auf meine außerordentliche Wahrheitsliebe aufmerksam, welche es gewissenhaft verschmäht, irgend Etwas zu erfinden, und mit der größten Treue und Genauigkeit stets nur einzig und allein wahrhaftige Facta wiedergiebt.

Im Sinne dieser Wahrheitsliebe muß ich beifügen, daß, in Betreff der nachfolgenden Geschichte, diese Namen auch eigentlich vollkommen überflüssig sind, ja daß selbst die so eben angegebene Schilderung

meiner Wohnung und häuslichen Einrichtung, streng genommen, vielleicht ebenfalls hätte unterbleiben können, aber — einmal ist es so reizend, von vergangenen Zeiten zu sprechen, wenn auch eben nicht von allen, und dann — ja dann verspreche ich jetzt rasch zum Ziele zu kommen!

An einem schönen Morgen, und dies ist keine gewöhnliche Redensart, sondern die reinste, buchstäblichste Wahrheit, da unter dem ewig heitern Himmel Chiles alle Morgen reizend sind, — an einem dieser herrlichen Morgen also befand ich mich noch unter den Fellen meines Sattels, und hielt mit mir selbst Rath, ob ich den gefiederten Bewohnern des Waldes, oder jenen des Landsees einen Besuch abstatten wollte.

Die Wagschale schien sich eben zu Gunsten des Teiches neigen zu wollen, da mir beifiel, daß die Sennorita des Tages vorher mancherlei Worte fallen ließ, von ihrer Geschicklichkeit, Wildenten zu dünsten, da ließ sich ein entferntes, ganz eigenthümliches Geräusch hören.

Dieses Geräusch kam rasch näher, und verwandelte sich eben so schnell in einen höllischen, wahrhaft ohrenzerreißenden Lärmen, welcher aus einem Gemenge von schreienden Menschenstimmen und dem Geheule einer Unzahl von Hunden zu

bestehen schien, und nebenher noch aus Tönen, von welchen sich nicht entscheiden ließ, ob sie von Menschen oder von Thieren hervorgebracht wurden.

Jetzt begann der Boden zu zittern, und es hatte den Anschein, als würde dieser ganz infernalische Spektakel im nächsten Augenblicke das Haus und den Schuppen zertrümmern, oder, im besten Falle wie der wilde Jäger, von Rodenstein, durch die geöffneten Thüren desselben hindurchbrausen.

Ich begreife noch heute nicht, daß ich jenes Mal nicht sogleich aussprang, allein ich that dies nicht, sondern drehte mich einfach unter meinen Fellen nach der offenen Seite meines Palastes, um Ausguck zu halten.

Aber es war Nichts zu sehen. Der Teufel, wenn er es wirklich war, wie ich zu vermuthen begann, mußte es vorgezogen haben, auf der andern Seite des Hauses seinen Vergnügungen nachzugehen. Auf der meinigen war Nichts zu entdecken.

In diesem Augenblicke stürzte mein Knecht in den Schuppen, und schrie, indem er mit den Armen in der Luft focht:

„El leon! El leon! mas pronto, signor! mas pronto!“ („Der Löwe! der Löwe! schnell Herr! schnell!“)

Ich sprang mechanisch auf, und im andern Augenblicke hatte, mit einem einzigen Griffe, der Knecht mein Bett zusammengerafft, und war mit einem Saße hinter der Lehmwand verschwunden.

Allerdings begriff ich, daß dieses Bett in Zeit von wenigen Sekunden Sattel sein werde, eben so, daß ich bestimmt sei, mich in diesen Sattel zu schwingen, und alsbald in großer Eile irgend wohin zu reiten. Auch daß dies des Löwen halber geschehen würde, unterlag keinem Zweifel, aber es war mir nicht vollkommen klar, ob ich und, wie es den Anschein hatte, auch noch eine ziemliche Anzahl anderer Menschen vor diesem Löwen uns in die Flucht begeben sollten, oder ob wir ihn verfolgen würden.

Während dieser Betrachtungen kleidete ich mich an. Wer nicht im Stande ist, dies in zwei Minuten vollständig zu thun, sollte sich nie auf eine größere Reise begeben, und da ich wenigstens diese Eigenschaft eines Reisenden besaß, so war ich wirklich in der angegebenen Zeit fix und fertig, und in demselben Augenblicke brachte mein Knecht das gesattelte Pferd, welches er am Zügel führte, während er selbst schon im Sattel saß.

Die chilenischen Knechte machen weniger Um-

stände, als jene in manchen anderen Ländern, aber sie sind fast alle zuverlässig.

Das Letzte hatte ich später mehrfach zu erproben Gelegenheit; vom Ersten erhielt ich im Augenblicke den Beweis.

„Was Teufel ist's denn eigentlich mit dem Löwen?“ fragte ich.

„„Caramba!““ war die Antwort. „„Vorwärts! Vorwärts!““

Und mit diesen Worten warf er den Zügel meines Pferdes über dessen Kopf auf die Erde, drückte dem seinigen beide Sporen in die Weichen, und sprengte wie toll von hinnen.

Ein aufgezäumtes chilenisches Pferd bleibt wie in die Erde gewurzelt stehen, wenn man den langen und starken Zügel auf die Weise, wie es der Knecht thut, auf die Erde wirft. Es hieß also dieses Hinwerfen nichts Anderes, als: Hier hast Du Dein Pferd; bleibe da, oder reite fort, dies ist mir gleich; was aber mich betrifft, so thue ich das Letzte!

Da ich kaum eine andere Wahl hatte, als seinem Beispiele zu folgen, so schwang ich mich in den Sattel, bog ebenfalls um die Ecke des Hauses, und was ich dort sah, war etwa Folgendes:

Vor Allem sah ich meinen würdigen Diener,

vielleicht schon hundert Schritte weit von mir entfernt, im vollsten Jagen über das Feld eilen, ohne Zweifel in der Absicht, sich einem Haufen von fünfundzwanzig oder dreißig Berittenen anzuschließen, welche bereits mehrere Hundert Schritte Vorsprung hatten, und von welchen, wie mir jetzt klar wurde, jener vorhin gehörte Lärmen ausgegangen war. Diese Leute schrieen wie verrückt, schwangen ihre Lasso's, und waren begleitet von einer Anzahl von Hunden aller möglichen Racen, oder eigentlich gar keiner Race, da die unendlichen Kreuzungen derselben in Chile, alle jene aristokratischen Unterschiede verwischt haben, welche im alten Europa noch die verschiedenen Hunde-Geschlechter kennzeichnen.

Man hat dort keine Möpfe, Pudel, Haus- und Hofhunde, keine Hühner-, Dach- und Fleischerhunde, keine Rattensänger, keine Fanghunde, keine Spitze; man hat bloß Köder, Bierfüßler, welche man auf den ersten Blick vielleicht für ein Meer-schweinchen, eine Katze, einen Affen oder ein Kaninchen hält, und deren nähere Bekanntschaft man erst zu machen genöthigt ist, um ihnen das Anrecht auf den Namen „Hund“ nicht streitig zu machen.

Diese bellende und kläffende Meute begleitete

zum Theil die Reiter, zum Theil eilte sie ihnen voraus, und ein dritter Theil endlich folgte ihnen, während von verschiedenen Seiten kleinere Haufen von Hunden, so wie auch einzelne Reiter herbeieilten und die wilde Hetzjagd zu erreichen suchten.

Ich sage „Hetzjagd“, denn es wurde mir jetzt augenblicklich klar, daß man einen Löwen jage, da ich früher bereits von der Art und Weise gehört hatte, wie man dies zu thun pflegt.

Die Beschreibung dieses sogenannten südamerikanischen Löwen, oder der Puma, wie man das Thier in der Landessprache ebenfalls nennt, mag der günstige Leser in irgend einem zoologischen Werke nachlesen; ich will hier nur bemerken, daß derselbe die Höhe eines sehr großen Fleischerhundes hat, in manchen Fällen wohl auch den stärksten Hund noch um einen halben Fuß überragt, und ein großer Räuber ist, welcher sich, nur selten zwar, an einen erwachsenen Mann wagt, hingegen Frauen und Kinder angreift, wohl auch einen schlafenden Mann überfällt, und den Viehheerden bedeutenden Schaden zufügt. Die Farbe des Thieres ist einfarbig hellgelb, eben so wie jene des Löwen; aber es hat keine Mähne, und ähnelt daher mehr einer Löwin. Im Grunde ist es Nichts weiter, als ein gelber Tiger.

Erblickt nun irgend ein Mann in einer halbwege bewohnten Gegend eine Puma, so wirft er sich auf das nächste beste Pferd und sprengt mit dem Rufe: el leon! auf das Thier zu. Bald schließen sich andere Reiter an, und auch die Hunde stürzen von allen Seiten herbei und folgen bellend und heulend den Reitern.

Da nun in Chile jeder Mann ein Pferd hat, und in jedem Hause auf dem Lande zwanzig bis dreißig Hunde angetroffen werden, so wächst die Anzahl der Verfolgenden wie eine Lawine, denn für einen Reiter, der etwa ermüdet zurückbleibt, kommen fast immer drei, von irgend einer Seite herbeisprengende, neue hinzu.

So heßt man nun den Löwen, ohne ihm einen Augenblick Zeit zu lassen, bis er endlich, ermüdet, nur noch langsam flieht, und dann bemühen sich die gewandtesten Männer ihn zu erreichen, mit dem Lasso zu fangen, und hierauf zu Tode zu schleifen, oder zu erwürgen. Bisweilen aber flüchtet sich das gejagte Thier, ganz nach Art unserer Katzen, auf einen Baum. Hat man eine Flinte bei der Hand, was jedoch nicht stets der Fall ist, so tödtet man, nach öfteren Fehlschüssen, endlich dasselbe, oder schlägt es, wenn es verwundet zu Boden stürzt, mit Knüppeln vollends zu Tode. Meistens aber

schleudert man, wenn der Baum nicht zu hoch ist, mit der Gewandtheit, die nur den Chilenen eigen, den Lasso zwischen den Aesten des Baumes hindurch, zieht das Thier auf die Erde, und erwürgt oder erschlägt es dort. —

Ich hatte Mühe, mein Pferd zu zügeln, während ich mich einige Augenblicke orientirte, und den Stand der Dinge in's Auge faßte.

Dann ließ ich ihm die Zügel schießen, und jetzt flog es mit der Schnelligkeit eines abgeschossenen Pfeils über das Feld dahin, setzte über Gräben, sprang über Gehäge, und wich anderen Hindernissen so geschickt aus, daß ich bald begriff, es sei kein Neuling bei solchen Affairen.

Welcher Reiter hat nicht bisweilen Lust an solchem tollen, wahnsinnigen Jagen? Zudem hatte mein Pferd gute Knochen, wie fast alle chilenischen Pferde. Ich ließ es also gewähren.

Mas pronto! El leon!

Bisweilen kam mir auch der Gedanke an die Möglichkeit, daß mir der Löwe irgendwie anliefen würde und ich ihn erlegen könne, wobei ich freilich auf meine Doppelflinte allein rechnete, da der treffliche Lasso, den ich am Sattelknopfe trug, in meiner Hand eine ziemlich harmlose Waffe war.

Da ich mich schon mehrere Tage in der Gegend aufgehalten hatte, so war ich so ziemlich mit dem Terrain vertraut, und es war dieses etwa folgendermaßen beschaffen:

Die ziemlich gleichförmig verlaufende Ebene, mochte in einer Ausdehnung von fünf bis sechs Wegstunden etwa zu gleichen Theilen mit bestelltem Felde und Graswuchs bedeckt sein, und einzelne Ansiedelungen und kleine Gehöfte lagen allenthalben auf derselben zerstreut umher, eben so wurde sie bisweilen unterbrochen durch kleine Baumgruppen, oder durch Gehölze von geringer Ausdehnung. Bewaldete Berge, welche sich zur Linken ziemlich nahe heranzogen, machten den Hintergrund, und zur Rechten dehnte sich ein Landsee aus, der seinerseits wieder von Wald und Berg begränzt wurde.

Was endlich die Hauptgruppe der Jagenden betraf, so befand sich dieselbe so ziemlich gleich weit entfernt von den Bergen links, und dem zur Rechten gelegenen See, und trotz der Anstrengungen meines Pferdes, vielleicht immer noch dreihundert Schritte von mir entfernt.

Über der Löwe?

Hinsichtlich dieser eigentlichen Hauptperson des ganzen Spektakels war ich nicht im Stande mir

Rechenschaft abzulegen, einfach aus dem Grunde, weil ich von demselben, trotz aller Mühe, die ich mir gab, nicht das Mindeste erblicken konnte. Ich hegte nur die Vermuthung, daß er sich vor den vordersten Hunden befinden müsse, welche ihn ohne Zweifel besser in's Auge gefaßt hatten, als ich.

Plötzlich, und während ich mich eifrig bemühte, den Löwen zu sehen, entstand unter den Reitern vor mir eine lebhafte Bewegung. Man hielt die Pferde an mit aller jener Hestigkeit, wie man dies in Chile zu thun pflegt, und während sich einige hoch aufbäumten, berührten andere mit den Hinterschenkeln fast den Boden.

Aber dies Alles dauerte nur wenige Augenblicke, und darauf lenkten alle Veritlenen nach Links.

Mir wurde sogleich klar, was dies bedeuten mochte.

Der Löwe hatte, wie man es in der Jägersprache zu nennen pflegt, einen Haken geschlagen, das heißt, er hatte sich gewendet, und lief im spitzen Winkel zurück.

Die Hunde hatte er wirklich zum großen Theil überlistet, denn die meisten derselben schienen seine Fährte verloren zu haben, und hatten sich kläffend auf einer, mit einzelnen Espinasträuchen bewachse-

nen Wiese zerstreut. Aber sein Instinkt hatte ihn dennoch irre geführt, denn während er den Hunden auf kurze Zeit entkommen war, näherte er sich den Jägern.

Wirklich sah ich jetzt in einiger Entfernung einen gelben Gegenstand in mächtigen Sätzen über das Feld daher eilen, und erkannte bald, daß es der Löwe war, welcher sich den Reitern vor mir und also auch mir selbst in schiefer Richtung näherte, und welchem nur wenige Hunde, und das zwar in ziemlicher Entfernung, folgten.

Es wäre möglich gewesen, daß, hätte ich ebenfalls die Richtung nach Links eingeschlagen, mir das Thier zum Schuß gekommen wäre. Aber — während ich vorher über die Ebene dahin fliegend, und über alle Hindernisse mit Blitzschnelle hinwegsetzend, auf das Bestimmteste einige Minuten lang die Idee hatte, einer der besten Reiter der Welt zu sein, stiegen jetzt bedeutende Zweifel in mir auf über meine hervorragende Fertigkeit in der Reitkunst.

Ich wollte nach Links, um dem Löwen den Weg abzuschneiden.

Das Pferd hingegen wollte zu dem großen Haufen der Reiter, ohne Zweifel, weil sein früherer Herr bei ähnlichen Jagden mit diesem geritten war.

Tüchtige Spornstöße mit den riesigen Sporen, welche man dort zu tragen pflegt, entsprechende Hiebe mit dem metallbeschlagenen, die Peitsche ersetzenden Zügel-Ende, und endlich ein kräftiger Ruck mit den schweren Gebissen, — alles Das brachte das Pferd, für einen Augenblick, auf die von mir gewünschte Richtung, um es im nächsten, durch einige gewaltige Sätze, wieder die seinige verfolgen zu lassen.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, den von mir ausersehenen Punkt zu erreichen, sicher aber wäre dies erst dann geschehen, wenn Löwe, Hunde und Reiter längst über alle Berge gewesen wären, ich fügte mich also in das Unvermeidliche, ließ der eigensinnigen Bestie ihren Willen, und befand mich in wenigen Minuten bei den Verfolgern des Löwen.

Um den günstigen Leser nicht bis zur Ungebühr mit dieser Löwenjagd zu langweilen, will ich kurz bemerken, daß wir etwa noch eine halbe Stunde lang, durch Dick und Dünn, über Gräben, Hecken und Stauden, wie toll reitend, wie wahnsinnig schreiend, das Thier verfolgten, uns aber stets in dem oben bezeichneten Terrain herumtrieben, da der Löwe jetzt häufig Haken schlug.

Es ist dies ein Zeichen der beginnenden Er-

müdung, und findet nie am Anfange der Jagd statt, denn dort läuft der gejagte Löwe fast immer mehrere Wegstunden in gerader Richtung.

Die einzige Rettung für ihn wäre vielleicht gewesen, sich nach dem See zu schlagen, und denselben zu durchschwimmen, da derselbe nicht sehr breit war, dafür aber eine ziemliche Länge hatte. Die Berittenen hätten ihm nicht durch das Wasser folgen können, da dessen Grund schlammig und unsicher war, und es wäre möglich gewesen, daß er die Berge erreicht hätte, ehe seine Verfolger die Ufer umritten.

Aber alle Ragen scheuen das Wasser, und so kam es, daß, eben als wir eine von der Sonne ziemlich ausgebrannte, größere, mit spärlichem Grase bewachsene Stelle erreicht hatten, sich das verfolgte Thier nur etwa noch vierzig Schritte vor den Jägern befand.

Die Hunde hielten sich, wenn gleich stets lärmend, doch in angemessener Entfernung, es war also der Raum zwischen Wild und Jäger frei.

Jetzt sprengten plötzlich drei Reiter zugleich aus dem Haufen, und nahmen die specielle Verfolgung auf. Ohne Zweifel waren sie die best Berittenen, hatten aber ihre Pferde absichtlich geschont für diesen Schluß- und Glanzpunkt des

Tages, und einer von diesen dreien überholte bald wieder seine beiden Begleiter.

Der Löwe eilte in mächtigen Sätzen vorwärts, aber nach jedem Sprunge verweilte er einige Sekunden, und diese Pausen dauerten immer länger und länger, während das Pferd, das seinen Verfolger trug, erneute Kraft erhalten zu haben, und über den Boden zu fliegen schien.

Die Entfernung zwischen Beiden betrug jetzt kaum noch zwölf Schritte.

Plötzlich sah ich einen Augenblick lang einen dunkeln Gegenstand sich um den Kopf des Reiters bewegen, dann löste sich dieser Gegenstand in eine Linie auf, welche zwischen dem Jäger und dem Löwen in der Luft zu schweben schien, und gleichzeitig bäumte sich das Pferd hoch auf, drehte sich auf den Hinterfüßen, und dann ließ es sein Reiter mit derselben rasenden Schnelle, mit welcher es vorher dem Löwen gefolgt war, seitwärts rennen.

Dies Alles dauerte höchstens drei Sekunden.

Aber diese drei Sekunden hatten dem gewandten Manne genügt, den Lasso zu schwingen, ihn um den Kopf des Löwen zu werfen, und gleichzeitig das sich bäumende Pferd zu drehen, um den an der Schlinge hängenden Löwen zu schleifen.

In der That folgte jetzt dieser dem Jäger, aber nur wenige Schritte lang sah man an dem geschleiften Thiere Spuren selbstständiger Bewegung, dann war es offenbar bereits erdrosselt oder wenigstens betäubt.

Während jetzt der Sieger des Tages anhielt, warfen sich Alle, welche der Jagd gefolgt waren, von den Pferden, und stürzten sich auf den Löwen, indem sie ihn mit Knüppeln schlugen, mit Messern durchbohrten, große Steine auf ihn warfen, kurz mit Allem, was eben zu Gebote stand, förmlich zermalmen zu wollen schienen.

Das unglückliche Thier, welches längst verendet war, hatte zuverlässig keinen einzigen ganzen Knochen mehr im Leibe, als die allgemeine Wuth einigermaßen erschöpft schien, und jetzt ritt der Mann, der den Löwen gefangen hatte, langsam von dannen, während ein anderer das getödtete Thier hinter sich auf das Pferd lud, und ihm folgte.

Der Schädel des Löwen war dergestalt zer schlagen, und dessen Fell so zerfetzt, daß beide für mich, als Naturforscher, ohne Werth waren; ich machte deshalb keinen Versuch, dieselben zu er stehen, und ohne Zweifel wurde die übel zuge richtete Jagdbeute zum nächsten Richter gebracht,

da man für einen getödteten Löwen eine gewisse Belohnung an Geld erhält.

Die übrige Jagdgesellschaft entfernte sich ebenfalls, indem man einzeln oder truppweise vom Platze ritt, und eben wollte ich auch nach Hause reiten, als der Ruf: „a la fonda! a la fonda!“ an mein Ohr schlug.

Heimath! Süße Heimath! Wie lebhaft wurde ich dort an Dich erinnert und wie freudig begrüßte ich eine Deiner reizendsten Sitten! Einen Deiner ältesten und ehrwürdigsten Gebräuche, über welchen, Gott sei Dank, die längsten Fortschritts-Beine noch nicht hinweggeturnt sind, und welchen, trotz Alter und Ehrwürdigkeit, selbst die freisinnigsten Blätter noch nicht jesuitisch gefunden haben.

A la fonda!

Man ist Land-, Stadt- oder sonstiger Wehrmann, und ist vom Exercieren eingerückt:

A la fonda!

Man hat einige sehr langweilige Stunden an einem grünen, mit Akten bedeckten Tische zugebracht, denn man ist Mitglied irgend eines städtischen Ausschusses:

A la fonda!

Eine Comité-Sigung ist zu Ende, und welcher

deutsche Mann wäre nicht wenigstens jährlich einmal Comité-Mitglied:

A la fonda!

Man wohnte einer Kirchenparade bei, man war als Zeuge vor dem Schwurgerichte, man kommt mit einigen Freunden aus dem Circus Carré, man kehrt mit anderen Freunden von einer Leichenfeier zurück, — kurz, mehrere Männer kommen von irgend einer gemeinschaftlichen Beschäftigung, welcher sie nicht eben täglich obliegen:

A la fonda! a la fonda!

Alle Welt weiß bereits längst, daß a la fonda „in's Wirthshaus!“ heißt, und auch die schöne Leserin weiß dies längst, da sie nur zu oft schon, bei solchen Gelegenheiten, mit der Suppe auf den armen Themann warten mußte, welcher nicht nach Hause kommen konnte, weil seine „Collegen“ eben auch so lange blieben.

Brauche ich zu sagen, daß ich mit den Leuten ritt, welche im fernem Lande die schöne Sitte meines Vaterlandes übten?

Schon aus Pietät that ich das!

Was die fonda selbst anlangt, welche wir bald erreicht hatten, so war sie die Wohnung eines Landmanns, welcher einige Schläuche mit rothem Weine vor Conception gekauft hatte, den er

durstigen Seelen zu ziemlich theueren Preisen verabreichte, so lange eben sein Vorrath reichte, und dessen Speisevorrath aus Maiskuchen und Charque (an der Sonne getrocknetem Ochsenfleische) bestand.

Ich habe nur in zwei Situationen die Chilenen längere Zeit, Stunden lang zum Beispiel, an einer und derselben Stelle verweilen sehen, wenn es nicht gerade die absolute Nothwendigkeit gebot.

Diese beiden Situationen sind: das Liegen in der Sonne, in den paar sogenannten Wintermonaten Chiles, und das Liegen im Schatten, während des Sommers.

Im Theater, bei Bällen, bei öffentlichen Festlichkeiten wechselt man den Platz, so oft es nur möglich, und die Arbeit auf der andern Seite wird zehnmal in einer Stunde unterbrochen, um nöthige, vergessene Dinge herbeizuholen, oder um dasselbe mit vollkommen unnöthigen zu thun, welche man hierauf mit demselben Zeitaufwande wieder entfernt.

Auch in einer Schenke verweilt selten ein Chilene lange, und so kam es, daß an jenem Morgen die meisten Männer im Sattel blieben, hastig einige Gläser Wein hinabstürzten, und hierauf davon ritten, während nur wenige absaßen, mit etwas mehr Ruhe ihren Labetrunk zu sich nahmen,

immer aber nur verhältnißmäßig kurze Zeit verweilten.

Was mich betrifft, so führte ich mein Pferd an die Schattenseite des Hauses, warf ihm die Zügel über den Kopf, und schritt in des innern Raum.

Recht! oder gar nicht!

Aber ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich dort in einem Gemache, welches kaum mehr bot als vier nackte Wände, bereits Gesellschaft vorfand.

Man hatte einen umgestürzten Kober, mittelst eines oben aufgelegten Brettes, zum Tische umgeschaffen, und um denselben saßen drei Männer auf kleinen Stühlchen, wie sie bei uns in den Kinderstuben gefunden werden, die aber der ächte Chilene jedem andern Stuhle vorzieht.

Auf dem Tische stand Wein, und die drei Männer waren Deutsche.

Von den Beiden, die ich kannte, war der Eine, wie ich, der Jagd gefolgt. Er hieß Horig, und wollte, wie er sagte, im „Innern“ eine Ziegelbrennerei errichten; ob er es that, ist mir unbekannt, denn ich verlor ihn später aus dem Gesichte, und hörte Nichts weiter von ihm.

Der Zweite war ein Kaufmann und nannte sich Baumgärtner. Er befand sich in der Gegend,

um für sein Haus in Valparaiso Getreide einzukaufen. Von ihm war mir wieder unbekannt, wie er in jene Schenke gerathen war, denn der Löwen-Heze hatte er nicht beigewohnt. Es war mir dies übrigens so gleichgültig, als die projectirte Ziegelhütte Hörig's.

Der Dritte endlich wurde mir von den beiden Anderen als Signor Brendel vorgestellt. Er hatte Mittelgröße, ziemlich lichtbraunes Haar und gleiche Farbe der Augen; was die Nase betrifft, so wäre sie in einer Paßkarte ohne Zweifel als „gewöhnlich“ bezeichnet worden, und eben so der Mund, die Stirn und andere Specialitäten seines Gesichts. Das Alter dieses Mannes mochte zwischen dreißig und sechsunddreißig liegen. Es bestimmt sich dasselbe schwierig bei einem Europäer, der mehrere Jahre in jenen Ländern gelebt hat.

Ich erinnerte mich jetzt, Brendel ebenfalls bei der Löwenjagd bemerkt zu haben, und es war mir aufgefallen, daß er, obgleich offenbar kein ungeschickter Reiter, dennoch eine gewisse Unsicherheit, besser vielleicht Unentschiedenheit, an den Tag legte, wenn sein Pferd an ein Gehäge, einen Graben oder ein anderes Hinderniß kam. Aber ich machte diese Bemerkungen nur flüchtig, denn man hat bei ähnlichen Gelegenheiten genug mit sich selbst zu thun.

Dort in der Schenke war er anfänglich offenbar zurückhaltend und schüchtern, in dem Verhältniß aber, wie die vor ihm stehende Kanne Wein abnahm, schien er an Keckheit zu gewinnen. Er begann ruhmredig von früheren Löwenjagden zu berichten, gab sich für einen trefflichen Schützen, ausgezeichneten Reiter aus, und sprach endlich von seiner Virtuosität auf der Flöte.

Die beiden Anderen lachten ihn geradezu aus, als er auf dieses Kapitel kam.

„Bewahre uns der Herr vor Ihrem Flötenspieler,“ sagte Horig, „es hat nie einen andern Nutzen gehabt, als die großen Feldratten aus der Nähe Ihres Hauses zu vertreiben.“ Baumgärtner aber fügte bei: „Sie sind wohl schon lange wieder zurückgekehrt, die Ratten, denn die Sennorita Sidonie hat längst Ihre Flöte eingeschlossen.“

„Eingeschlossen?“ fuhr Brendel auf, „meine Flöte, wer hat das gesagt?“

Dann aber wurde er plötzlich weich. Thränen standen in seinen Augen.

„Meine Frau ist ein Engel,“ sagte er, „ein Engel des Himmels, Sie sollen sie kennen lernen, besuchen Sie mich morgen,“ fuhr er fort, indem er sich zu mir wendete, „nehmen Sie einen Löffel Suppe bei uns ein, Sie werden mit offenen

Armen empfangen werden, wir speisen nach alter, einfacher, deutscher Sitte um zwölf Uhr!"

Die beiden Anderen blickten sich ironisch an, und Baumgärtner sagte, indem er wie zufällig auf seine Uhr sah, — „Es ist drei Viertel auf Zwölf.“

„Adieu,“ rief Brendel, „Adieu!“ Dann legte er den Betrag seiner Beche auf den Tisch, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Hausherrn herbeizurufen, und schritt zur Thür, doch besann er sich wieder, trat einige Schritte zurück, und reichte mir die Hand, indem er mich wiederholt aufforderte, des andern Tages bei ihm zu speisen.

Erst jetzt kam ich zu Worte, und indem ich freundlich dankte, entschuldigte ich mich mit Geschäften, aber Brendel rief heroisch:

„Ich erwarte Sie bestimmt!“

Dann ging er zur Thür, bestieg sein Pferd und ritt langsam von dannen, auf die Ecke eines kleinen Gehölzes zu, welches ihn bald unseren Augen entzog.

„Wollen Sie Hundert gegen Eins wetten, daß er jetzt Carrière reitet?“ sagte Baumgärtner zu mir, „dieser liebe Brendel, der Sie zu Tische geladen hat, und heute vielleicht selbst fasten muß, weil er zu spät zum Essen kommt.“

Wir gingen nach der Waldecke, und sahen, bereits in weiter Entfernung, unsern Landsmann wie besessen dahin jagen, bis ihn endlich eine Senkung des Bodens unseren Blicken entzog.

„„Er fürchtet also, wie es scheint, jene Sidonie, welche ihm seine Flöte confiscirte?““

„Ja,“ erwiderte Baumgärtner, „er fürchtet sie, wie man nur immer ein böses Weib fürchten kann, und die paar guten Eigenschaften, welche er vielleicht einst besaß, gingen längst unter in dieser jämmerlichen Furcht.“

„„Und dennoch interessirt mich dieser Brendel, er hat etwas Eigenthümliches, Absonderliches an sich, und ich weiß nicht recht, zu welcher Art von Menschenkindern ich ihn stellen soll.““

„Dem Uebel kann abgeholfen werden, ich werde Ihnen das Tagebuch des Unglücklichen geben, was er mir überließ, weil er fürchtet, daß es seiner Sidonie in die Hände fallen möchte. Kommen Sie morgen um Ein Uhr hierher.“

„„Aber wird man bis dorthin mit dem Essen bei Brendel's zu Ende sein?““

„Lieber Doktor,“ versetzte Baumgärtner, „sollten Sie wirklich noch so grün sein? Sollten Sie wirklich glauben, daß Sie von der Sennorita einen einzigen Löffel Suppe bekommen werden?“

Es wird dies schon deshalb nicht der Fall sein, weil mein Freund Brendel wahrscheinlich nicht den Muth hatte, seiner Gebieterin zu gestehen, daß er Sie eingeladen. Gehen Sie also wirklich hin, so werden Sie froh sein, später hier im Hause einen Maiskuchen und etwas Charque zu vertilgen.“

„„Es mag sein,““ sagte ich, „„aber hingehen werde ich auf alle Fälle, und wäre es auch nur, um diesen „Engel des Himmels“ kennen zu lernen.““

Wir schieden, nachdem ich mir vorher den Weg zu Brendel's Hause hatte zeigen lassen, und des andern Tages befand ich mich, zur gehörigen Zeit, auf dem Wege.

Ich gestehe, daß ich, als ich bei der Fonda vorüberritt, in einiger Versuchung war, dort irgend Etwas zu mir zu nehmen, denn ich hatte wie gewöhnlich Nichts gefrühstückt, und war hungrig. Indessen fürchtete ich dann vielleicht zu spät zu kommen, und auf der andern Seite, sagte ich zu mir selbst, hat man vielleicht diesen Leuten doch unrecht gethan. Vorwärts, sehen wir, wie sich die Sache gestaltet!

Ich ritt also weiter, und als ich an die Stelle kam, wo der Mann gestern verschwunden war, dessen Gastfreundschaft ich heute auf die Probe

zu stellen mir vorgenommen hatte, war ich überrascht durch den Anblick, welcher sich mir darbot.

Obgleich ich bereits mehrere Tage die Gegend durchstreifte, war ich doch noch nicht an diese Stelle gekommen, und sah jetzt mit Entzücken ein kleines, reizendes Thal vor mir sich ausbreiten, oder besser eine Schlucht, deren anfänglich steile Abhänge bald mehr und mehr flacher wurden, dann von einander wichen, und endlich eine, bloß von einem leichten Hügelzuge eingeschlossene, Ebene bildeten. Ein Streifen üppigen Buschwerkes, welcher sich längs der Hügelreihe zu meiner Linken hinzog, verrieth augenblicklich die Gegenwart von Wasser, und eine einzelne Palme, immer eine Seltenheit in der Umgegend von Valparaiso, erhob sich feck und schlank aus einer Cactus-Gruppe mit mächtigen, glühend rothen Blüthen. Es giebt Menschen, welche stets eine Fernsicht mit einer schönen Gegend verwechseln, und es ist das jene Species des großen Genus der Philister, welche immer ein Fernrohr mit sich führen, und sobald sie, im Schweiße ihres Angesichts, einen Berg oder einen hohen Thurm bestiegen, nicht auf das Panorama unter sich, nicht auf den vielleicht prachtvollen Vor- und Mittelgrund blicken, sondern spähend in die Ferne sehen, und etwa sagen:

„Bei hellem Wetter muß man dort diese oder jene Stadt, die Kuppe von dem oder jenem Berge sehen, oder die Festung so und so,“ und haben sie endlich durch das Fernrohr irgend einen grauen nebligen und unklaren Punkt gefunden, vollständig beruhigt sind, und einige Tage darauf, von jener Stadt, jener Bergspitze, oder jener Festung aus, vielleicht mit demselben Eifer den Punkt suchen, auf welchem sie sich heute befanden.

Eine Landschaft giebt es für diese Individuen nicht, welche meist sehr gute Fußgänger, und außerordentlich langweilige Menschen sind.

Was mich betrifft, so bedurfte es niemals einer Fläche von zehn oder zwanzig Stunden, um mich in Entzücken zu versetzen, aber ich gestehe, daß ein plötzlich, und wider alles Erwarten vor mir auftauchendes, schönes oder pittoreskes landschaftliches Bild mich schon allerlei gelinde Thorheiten treiben ließ.

Als daher sich jenes zierliche Thal so unerwartet vor mir öffnete, sprengte ich mit der heitersten Laune von der Welt in dasselbe hinab, und hatte meinen Landsmann, seine Sidonie, und selbst meinen Hunger vergessen, bis mich endlich das Dach eines, zwischen Gesträuch halb ver-

steckten, Hausess wieder an all' diese Dinge erinnerte.

Ich war inzwischen an mehreren Feldern vorüber gekommen, welche man bereits abgeerntet hatte, und an verschiedenen Stellen drängte sich mir die Vermuthung auf, daß Brendel's Flöte sich noch immer in Verschluss befinden müsse, indem zahlreiche Höhlen und Löcher der Erdratten auf eine nicht geringe Anzahl dieser Thiere schließen ließen.

Endlich hielt ich vor dem, mit einem leichten Zaune umgebenen Hofraum, der Hacienda. Es war auf meiner Uhr drei Viertel Zwölf vorüber, und da sich Niemand in oder außer dem Hause zeigte, so begann ich, nach der Sitte des Landes, zu rufen.

Niemand geht oder reitet in Chile in ein Haus, oder in dessen Hofraum, ohne vorher die Erlaubniß dazu erhalten zu haben.

Aber es schien, als sei Niemand vorhanden, um mir diese zu ertheilen, denn ich rief vergeblich fast fünf Minuten lang. Einige Male schien es mir zwar, als sähe ich irgend Jemand hinter den, mit einem leichten Gewebe geschlossenen Fenstern, links des Einganges, sich vorüber bewegen, und an einem Fenster rechts glaubte ich die Umriffe eines menschlichen Kopfes zu bemerken, welcher

aber, als ich meine Blicke dorthin wandte, sich rasch zurückzog. Aber aus dem Hause trat Niemand, und eben so antwortete man nicht.

Da ich indeß einmal beschlossen hatte, die Bekanntschaft Sidoniens zu machen, so blieb ich hartnäckig halten, indem ich von Zeit zu Zeit ein Hoh! Hoh! erschallen ließ, und endlich, so laut ich im Stande war, „Signor Brendel!“ rief.

Dies schien zu wirken; denn jetzt erschien ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, ging keck über den Hofraum, und fragte mit einem ganz unendlich impertinenten Tone:

„A quien busca Vm?“ \*)

(Zu wem wollen Sie?)

Dieses Mädchen hatte rothe Haare, ein blaßes, sommersprossiges Gesicht, ein Paar grünliche Katzenaugen, und einen wirklich ausgeprägten Zug von Bosheit um den ziemlich großen Mund.

Trotzdem daß dieses Geschöpf also häßlich war, und ein wenig einnehmendes Aussehen hatte, konnte ich doch leider keinen Augenblick zweifeln, daß es eine Deutsche, oder, im besten Falle noch, eine Engländerin sei.

\*) Vm, zusammengezogen aus Vuestra mercedes, Euer Gnaden, ausgesprochen „Usted.“ Eine altspanische Höflichkeit, bei welcher Niemand speciell artige Gedanken hat.

Ich antwortete also in deutscher Sprache:

„Ich wünsche mit Herrn Brendel zu sprechen.“

Die ebenfalls deutsche Antwort war:

„„Was haben Sie denn bei Herrn Brendel zu thun?““

„Liebes Kind,“ erwiderte ich, „ich will eben Herrn Brendel besuchen.“

„„Der Vater ist nicht zu Hause,““ sagte jetzt die kleine böshafte Creatur, nachdem sie mich vorher einige Augenblicke lang von Oben bis Unten gemustert hatte.

Dann schritt sie ohne ein weiteres Wort dem Hause zu.

Daß ich mich ärgerte, war klar, wenn auch nicht über das Kind, doch über die Leute, welche es an mich abgeschickt hatten, und ohne Zweifel hinter den Fenstern des Hauses den Vorgang beobachteten. Ich erwiderte also keine Silbe, sondern wendete, nachdem die Kleine das Haus erreicht hatte, mein Pferd, und ritt, absichtlich langsam, den Weg zurück, den ich gekommen war.

Aber ich war noch keine zwölf Pferdelängen vom Hause entfernt, als ich hinter mir rufen hörte, und als ich mich umsah, erblickte ich meine kleine Freundin von vorhin, welche mir zurief:

„Sie! Sie sollen zur Mama kommen!“

Ah! dachte ich, ich werde also jetzt diese Mama zu sehen bekommen, diese süße Sidonie, den dragonem familiarem (deutsch: Haus-Engel) des Herrn Brendel. Ich sagte indessen Nichts, sondern ritt ruhig neben dem Kinde zurück, und durch den Hof bis vor die Thür des Hauses, woselbst ich abstieg, und meiner kleinen Führerin stets schweigend folgte.

Das Gemach, in welches ich geführt wurde, hatte einen vollkommen europäischen Anstrich, obgleich das Haus selbst früher unbedingt von einem chilenischen Baumeister erbaut worden war, und ganz den Charakter einer Hacienda trug.

Aber dieser europäische Geschmack des Zimmers war nicht der beste, wie mich sogleich ein flüchtiger Blick überzeugte.

Die Tapete war grün und blau, während die Meubles einen roth und blauen Ueberzug hatten, und da dieses Roth in's Violette spielte, so war nicht leicht eine abscheulichere Zusammenstellung zu erfinden.

Ueber einem Sopha, geziert mit diesen Farben, welche lebhaft an eine entzündete Frostbeule erinnerten, prangte in breitem Goldrahmen das Bildniß eines Herrn mit starkem schwarzen Vollbart, und geschmückt mit einer mächtigen goldenen

Uhrkette, einer rothen Borstednadel von riesiger Größe und einem goldenen Siegelringe, von fabelhaften Dimensionen, an einer schauderhaft verzeichneten Hand.

Auf dem Sopha, und unter dem erwähnten Bilde saß die Dame des Hauses, welche, obgleich eine Aehnlichkeit mit dem kleinen Mädchen schon auf den ersten Blick nicht zu verkennen war, dennoch früher vielleicht nicht häßlich gewesen sein mochte.

Sie war groß, und jetzt=fast abschreckend hager, dabei hatte sie stark röthlich blonde Haare und ein paar böse, böse Augen. Ihre Gesichtsfarbe aber war untadelhaft weiß, und ihre Hände zierlich und gepflegt.

Während ich langsam auf diese Frau zuschritt, genügte ein flüchtiger Blick, mich diese Einzelheiten auffassen zu lassen.

Dann verbeugte ich mich ehrfurchtsvoll, und da man alle chilenischen Frauen und Mädchen, und häufig auch die anderer Nationen, mit Sennorita anspricht, so sagte ich so verbindlich, als es mir möglich war:

„Ich wollte mir das Vergnügen machen, Sennorita, Herrn Brendel zu besuchen, und —“

Die Frau fiel mir in die Rede.

„„Ich heiße Madame Brendel,““ sagte sie,  
 „„und verbitte mir alle Sennoritas!““

„Madame Brendel, ich bitte um Entschuldigung,  
 aber —“

„„Wer sind Sie, und was wollen Sie von  
 meinem Manne?““

Ich nannte meinen Namen.

Sie verzog keine Miene, und neigte den Kopf  
 nicht um eine Linie. Dann sagte sie mit schneiden-  
 dem Tone:

„„Wir sind, Gott sei Dank, Alle gesund im  
 Hause, und bedürfen Nichts weniger, als einen  
 Doctor.““

Ich hatte nämlich meinem Namen meinen  
 harmlosen Dokortitel beigefügt. Jetzt sagte ich,  
 indem ich angenehm zu lächeln versuchte:

„Ach, Madame, ich habe nur die Ehre, Doktor  
 der Medicin, aber nicht das Glück, praktischer  
 Arzt zu sein, ich bin nur ein wenig Gelehrter  
 und Naturforscher, und —“

„„Gelehrter! Naturforscher!““ fiel mir jetzt  
 Madame Brendel in die Rede, „„so, so! Reiten  
 denn Gelehrte, wie Verrückte, hinter einem wilden  
 Thiere drein, wie es nur die rohen und ungebil-  
 detsten Einwohner dieses Landes thun? Betrin-  
 ken sich denn nachher Gelehrte, und bleiben sie bis

tief in die Nacht beim Weine, in schlechten Kneipen sitzen. Verföhren denn Gelehrte leichtsinnige Männer, daß diese ebenfalls ein so entwürdigendes Vergnügen mitmachen, wie eine Löwenhege, während die arme Familie zu Hause sich schier zu Tode ängstet?““

„Und ziehen Gelehrte solche leichtsinnige Männer in Trinkgelage, und halten sie bei solchen fest mit ihren anderen Saufbrüdern, so daß sie zu spät zum Essen kommen, und betrunken!““

„Madame Brendel,“ erwiderte ich, „ich habe Ihren Herrn Gemahl erst nach der Jagd zum ersten Mal in meinem Leben gesehen, und habe ihm mit keiner Silbe zugeredet, länger in jener Schenke zu bleiben. Im Uebrigen muß ich aber bitten — —“

Aber Madame ließ mich abermals nicht aussprechen. Ein nervöses Zittern schien sich ihrer bemächtigt zu haben, sie rang die Hände und rief:

„„Ich bin also eine Lügnerin! ein böses Weib! Und während Sie mein Familienglück untergraben, und meinen schwachen Mann in den Strudel aller Zerstreungen und Laster ziehen, werfen Sie mir vor, die Unwahrheit gesagt zu haben! Das ist zu viel! O! Gott, O! Gott!““

Sie streckte jetzt die Arme gegen den Herrn mit dem schwarzen Barte aus, und rief:

„O! Ludwig, Unvergeßlicher! kehre zurück aus jenen ewigen Räumen, und beschütze Deine unglückliche Sidonie.““

Bei diesen Worten hatte sie plötzlich ein großes weißes Taschentuch in den Händen, von dessen Anwesenheit früher Nichts zu bemerken war, bedeckte mit demselben das Gesicht, und begann dergestalt zu schluchzen, daß die ausgestoßenen Töne eher ein Geschrei als ein Weinen genannt werden konnten.

Die Kleine hatte, nachdem sie mich in die Stube gebracht, auf einem Stuhle am Fenster Platz genommen, und blickte mit einem unverkennbar böshaften Lächeln abwechselnd auf ihre Mutter und mich, als wolle sie sagen: Nun ich bin begierig, wie die's ihm geben wird.

Jetzt aber kam sie herbei, und sagte zu mir: „Sehen Sie, das haben wir jetzt davon, daß Sie Mama solche Unarten sagen.““

Dann umschlang sie ihre Mutter, nach deren Beispiel auch ihre Augen mit einem kleinen, nicht ganz reinlichen Taschentüchlein bedeckend, und ebenfalls schluchzend nach besten Kräften.

Und ich?

Daß die Situation nicht besonders angenehm war, braucht sicher nicht bemerkt zu werden; und ich muß gestehen, daß ich anfänglich überrascht war, weniger durch die Hestigkeit, als durch die Schnelligkeit des Angriffs, so wie die vollständige Unwahrheit aller gegen mich gerichteten Klagen.

Was hätte aber unter solchen Umständen eine Bertheidigung geholfen?

Das Klügste war also, das Feld zu räumen, und ich begann sogleich Anstalt hierzu zu treffen, indem ich mich tief verbeugte, was trotz der verhüllenden Taschentücher dennoch sehr wahrscheinlich von den beiden Damen bemerkt wurde. Dann schritt ich der Thüre zu, und verschwand geräuschlos.

Außen stand ein Knecht, welcher offenbar gelauscht hatte, denn er lächelte, aber dieses Lächeln war keineswegs boshaft, und drückte keine Schadenfreude aus über den Empfang, der mir geworden, sondern es schien dem Benehmen seiner Sennorita zu gelten. Der Mann ging mir hierauf voran, und zu meinem Pferde, brachte dessen Zügel in Ordnung, und blieb, offenbar aus Höflichkeit, bei demselben stehen, bis ich im Sattel saß.

Ich gab dem Manne einen Thaler.

Selten wird in Chile, auf dem Lande wenig-

stens, irgend Jemand sich den Anschein geben, als wolle er uns beim Aufsteigen behülflich sein.

Niemals aber giebt man dem Knechte in einem Privathause, oder in einer Fonda ein Trinkgeld. Es ist dies nicht gebräuchlich.

Hingegen ist es unter allen Knechten der ganzen Welt gebräuchlich, einen Thaler anzunehmen, wenn er unter entsprechenden Umständen geboten wird. Der Knecht des Herrn Brendel nahm also auch den meinigen mit einem artigen „*mui gratias, sennor*“, und hierauf ritt ich langsam, und mit dem Anschein vollständiger Unbefangenheit über den Hof.

Wenn der geneigte Leser bereits einmal in seinem Leben genöthigt war, irgend einer Gesellschaft den Rücken zu kehren, von welcher er überzeugt ist, daß sie ihn schmäht, oder ihm höhrend nachblickt, so wird derselbe begreifen, daß dies eine sehr unangenehme Lage ist, mag nun eine solche Gesellschaft aus Straßensubjekten bestehen, deren Ungnade man vielleicht durch irgend ein Etwas im Vorübergehen auf sich zog, und welche uns Schimpfworte nachrufen, oder aus Salonsubjekten, bei welchen man, nach ihrer Meinung, eine Niederlage erlitten.

Stets wird dann der geneigte Leser in solchen

Fällen, wenn er sie erlebt haben sollte, ein außerordentlich würdevolles Benehmen angenommen, eine höchst intensive Gleichgültigkeit zur Schau getragen haben, obgleich er, so gut, wie seine Widersacher, recht gut wissen, daß er sich gründlich ärgert.

Ich befand mich jenes Mal genau in derselben Lage, und ich gestehe, daß es mir nicht zum geringen Troste gereichte, wenigstens eine freundliche Miene hinter meinem Rücken zu wissen, die jenes Knechtes, der mir in dem Hause, welches ich eben verließ, die einzige Artigkeit erzeugt hatte, und welchem ich den Thaler gegeben, aus Dankbarkeit hiefür, und vielleicht zum Theil auch instinktartig, eben der freundlichen Miene im Rücken wegen.

Unter dem Thore des Hofes wendete ich mich, mit der oben erwähnten affectirten Gleichgültigkeit, leicht im Sattel, und blickte rückwärts, als wolle ich mir das Haus ansehen.

Die würdige Tochter Sidoniens stand am geöffneten Fenster, und schnitt eine Grimasse, indem sie die Zunge aus dem Munde streckte, und die beiden Hände mit ausgespreizten Fingern an ihr Näschen hielt.

Der Knecht lehnte an der Wand des Hauses und grüßte mit der Hand.

Der Kopf an den Fenstern des rechten Flügels, welchen ich vorher zu bemerken glaubte, war aber verschwunden. War es Herr Brendel, so hatte er sich aller Wahrscheinlichkeit nach in seine innersten Gemächer zurückgezogen.

Als man mich von der Hacienda aus nicht mehr beobachten konnte, ließ ich mein Pferd rascher gehen, und gab mir Rechenschaft über mein Benehmen.

Ich hatte mir Nichts vorzuwerfen.

Hätte ich jenem Weibe Unart mit Unart erwidern sollen? Das ging nicht! Eine Ungezogenheit gegen uns berechtigt uns nicht ebenfalls ungezogen zu werden; am Wenigsten einer Frau gegenüber!

Aufgefessen, nach der frühern Lesart, nach der gegenwärtigen: Eingegangen, war ich freilich ein Wenig, und das paradiesische Thal mit seinem üppig grünenden Gesträuche, seinen Palmen und allem Dem, was mir vorher so reizend erschien, entzückte mich jetzt kaum halb mehr so wie früher.

Indessen begann ich jetzt wieder den Hunger zu fühlen, der im gastlichen Hause meines Landsmanns mich vollständig verlassen hatte, und als ich endlich die Fonda erblickte, in welcher ich den

„schwachen Mann“ des Tages vorher zum Trunke verführt haben sollte, sprengte ich lustig vorwärts.

Der Wirth schien mich erwartet zu haben. Er stand unter der Thür seines Hauses, und sagte ohne alle weitere Einleitung:

„Wir haben eine Cusuela (Hühnersuppe), Blumenkohl und gebratenes Ochsenfleisch.“

„„Alle Teufel, das ist ja trefflich!““ erwiderte ich; „„sonst konnte man ja hier bloß Charque haben.““

„Wenn Herrschaften vorausbestellen, sind in meinem Hause, obgleich ich kein eigentlicher Gastwirth bin, dennoch alle Speisen der Welt zu haben,“ sagte der Besitzer der Fonda, mit vieler Würde.

Mit Erröthen gestehe ich, daß ich einfältig genug war, einen Augenblick lang an Brendel zu denken, als an den Besteller dieser lucullischen Mahlzeit; aber die Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung leuchtete mir bald ein, und als ich fragte, erhielt ich zur Antwort:

„Sennor Baumgärtner, und er hat auch Etwas für Sie zurückgelassen.“

Ich gestand mir zu, daß dieser Sennor Baumgärtner, obgleich bedeutend jünger als ich selbst, doch bereits besser die Welt kannte, als ich, und

als ich während des Essens das Päckchen, welches er dem Wirth für mich gegeben hatte, öffnete, fand ich zwei ziemlich voluminöse Bücher in demselben und einen Brief Baumgärtner's. Der Brief lautete:

Verehrter Herr!

Heute Morgens erhielt ich eine Nachricht, welche mich sogleich nach dem Hasen ruft. Brendel's Tagebuch liegt bei. Behalten Sie's, und machen Sie damit, was Sie wollen; nur sorgen Sie, daß es seiner Frau nicht in die Hände fällt; dies mußte ich dem armen Teufel mit Hand und Mund versprechen. Ich werde Essen für Sie in der Fonda bestellen, denn schwerlich werden Sie länger als zehn Minuten bei Sidonien aushalten. Auf Wiedersehen. Baumgärtner.

In der festen Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Erzählung nicht in Madame Brendel's Hand gelangen wird (und selbst dann hätte es nicht viel zu bedeuten), theile ich einige Stellen aus diesem Tagebuche mit, welche, obgleich nicht selten verschiedene Blätter desselben, ohne Zweifel absichtlich, ausgeschnitten sind, dennoch hinreichendes Licht auf den sanften Charakter des Leidtragenden werfen, und auf der andern Seite die

wunderbare Fügung des Schicksals erkennen lassen, durch welche derselbe endlich in den Besitz seiner Sidonie gelangte.

### Fragmente aus dem Tagebuche Karl Brendel's.

E....., im Januar 1835.

In sechs Jahren kann ich heirathen! Ein Jahr noch auf der Universität, dann sechs Jahre Praktikant — also eigentlich erst in sieben Jahren, wenn ich nämlich bis dahin angestellt bin. O, bis wann werde ich ein liebendes Weib an's Herz drücken dürfen!

E.—, Januar 1835.

Heute sagte mein Vormund: Karl, Du bist ein Esel (es ist meiner Mutter Bruder), Du bist ein Esel, weil Du immer von Heirathen sprichst. Dein Vermögen langt nicht, um, ohne Anstellung, mit einer Frau leben zu können. Lerne erst Etwas!"

Lernen? Büffle ich denn nicht genug? Versäume ich denn ein einziges Colleg? Mein Vermögen langt nicht? Der gute Mann weiß nicht, daß man zu Zweien billiger lebt, als allein. Nun, ich werde ja mündig werden. —

E., Februar 1835.

Es ist aber unausstehlich, wie die meisten Studenten so roh sind. Wenn man nicht eben einer Verbindung angehört, das ewige Sticheln, und über die Schultern Ansehen. — Nun, eine farbige Mütze und ein Band wäre so übel nicht, auch das Trinken ginge noch an. Aber das einfältige Duelliren! Ich habe Muth wie ein Löwe, aber ich bin auch stolz! Ich lasse mich nicht zwingen. Der deutsche Jüngling muß nicht, er will, und ich will mich nun einmal nicht duelliren. Ich bleibe frei, das heißt was sie hier einen Obscuranten nennen.

E., März 1835.

Ich heirathe Emma, wenn ich Assessor bin. Es ist ein Engel. Dritten Walzer — Cotillon — Händedruck — Limonade angenommen. — Ich habe ein festes Verhältniß.

B..... — April 1835.

Fast alle Wochen einige Male bin ich jetzt auf dem Gute des Herrn Baron. Der junge Herr studirt mit mir in E., und wir tauschen häufig liberale Ideen aus, aber nur unter vier Augen. Der junge Herr von wegen seines Herrn Papa, der

ein ganz verbissener alter Aristokrat ist, und ich wegen der Anstellung.

Der Alte sagte zwar neulich, ich hatte nämlich ein paar fortschrittliche Worte fallen lassen, „das ist Nichts, mit dem Bißchen Aufklärung kommen Sie nicht vom Fleck. Wenn Sie bald angestellt werden, oder sonst was wollen, so müssen Sie ein erklärter Demokrat werden, ein gefährliches Subject, dann geht's.“

Ich wollte es aber nicht probiren, und dem alten Tyrannen mit freisinnigen Reden kommen. Er wird bisweilen sehr massiv, und war früher ein lästerlicher Kaufbold.

B., Mai 1835.

Der Amtmann hat eine Tochter, welche Sidonie heißt, aber sie gefällt mir nicht. Sie ist so mager, und zu groß für mich.

B., Mai 1835.

Sidonie ist eigentlich mehr schlank als mager.

E., einige Tage später.

Sie hat eine hohe, königliche Gestalt. So muß Thusnelda durch Deutschlands Haine gewandelt sein! Schade daß die Eichenstämme in B. meist an die Holzhändler verkauft wurden.

Bisweilen hat sie einen ernsten, fast strengen Ausdruck in ihren Zügen, aber kommt man dann in ihre Nähe, ist sie die Freundlichkeit selbst.

B., Mai 1835.

Welch' ein Gemüth! Welch' eine Fülle sinniger Weiblichkeit! Welche Tiefe des Gefühls, und welche poetische Anschauung! Heute waren einige Bekannte bei Amtmanns, und wir gingen nach Tische im Garten spazieren. Vor einem Beete mit blühenden Blumen blieb Sidonie plötzlich stehen.

„Was machen wohl die Blumen des Nachts?“ sagte sie, indem sie ihr Köpfchen auf die linke Schulter neigte, und mit ihrem Rosenfinger ihren jungfräulichen Mund berührte.

Ich habe auf dem Gymnasium auch Verse gemacht, und vorzugsweise lateinische, ich besann mich also auf eine poetische Antwort, und eben wollte ich antworten: „sie träumen von einem Engel, sie träumen von Sidonie,“ da fuhr Sidonie fort:

„Sie schlafen nicht, sie träumen nicht, was machen die Blumen des Nachts?“ Dabei blickte sie sinnig fragend den Kreis der umstehenden Männer an.

Natürlich war's mit meiner Antwort aus. Sie sagte ja selbst, daß die Blumen nicht träumen.

Aber auch die Anderen wußten keine Antwort zu geben.

Ein College ihres Vaters schüttelte verwundert den Kopf.

Der dicke alte Forstmeister sagte: „Nix machen sie, Nix und man macht auch Nix aus ihnen, nicht einmal Heu, denn das Vieh frißt das aufgepußte Kräuterzeug nur ungern.“

Sidonie erröthete heftig, und blickte den Dicken mit jener ernststen, strengen Miene an, welche ich schon einige Male an ihr bemerkte.

Aber ihre Züge wurden rasch wieder sanft und freundlich, und dann faßte sie mich zutraulich unter den Arm, und sagte, ich will es Ihnen sagen, Sie verstehen mich, Karl:

„Die Blumen blicken des Nachts zum Monde, und denken an ihre Liebe.“

Sie blickte mich seelenvoll an bei diesen Worten.

Ich blieb ihr Begleiter, bis sich die ganze Gesellschaft trennte.

B., Juni 1835.

Unausprechlich liebe ich das holde Wesen. —  
Keiner, jungfräulicher Engel.

E., Ende August 1835.

Die alten Leute sind doch bisweilen recht unpoetisch, fast trivial. Ich erklärte meinem gewesenen Vormunde, daß ich Jura aufgeben, Landwirthschaft studiren, und in einem Jahre Sidonien heirathen wolle. „Es langt nicht,“ sagte er, „für Zwei ging's noch, aber wenn Kinder kommen, wie dann?“

Gemein! wenn Kinder kommen!!

Der alte Baron, den ich ebenfalls in das Geheimniß einweihte, blies mir eine ungeheure Tabakswolke in's Gesicht, und sagte hierauf im gemüthlichsten Tone der Welt:

„Lassen Sie die lange Stange laufen, guter Brendel, es ist ein böses Weibzstück.“

Der alte Grobian! Ich betrat seither das Schloß nicht wieder.

Defonomiehof \*\*\*rentz, October 1835.

In den drei Wochen, in welchen ich hier als Praktikant bin, habe ich ungeheuer viel gelernt. Des Tages Arbeit, des Abends Liebesglück bei Sidonien. Der Hof liegt nur eine halbe Stunde von B....n, und wenn ich auch müde bin, gehe ich doch hinüber. Ich bin froh, daß ich das Juristen-Examen nicht zu machen brauche.

Defonomiehof \*\*\*reuth, December 1835.

Wenn sie erst mein eigen sein wird! und ich bin jetzt schon so glücklich! Bis zum Frühjahr kaufe ich ein kleines Gut, irgendwo in einer reizenden Gegend, und dann führe ich sie heim, meine Sidonie, meine Sidonie!

Defonomiehof \*\*\*reuth, März 1836.

Der alte Forstmeister ist doch ein unendlich roher und unangenehmer Mensch. Er gab heute Gelegenheit, daß meine Braut recht heftig wurde. Wir saßen bei meinem Schwiegervater, und sprachen von der Saat, und ich bemerkte, wie das so schön sei, daß Getreidearten und andere Pflanzen durch die Vögel in ganz entfernte Gegenden getragen würden, so wie zum Beispiel eine Speltart plötzlich im Würtemberger Lande auftauchte, welche man dort nie gesäet, und nicht einmal gekannt habe.

„Wie ist das lieb,“ sagte Sidonie, „wenn so ein kleiner Säger das fruchtbringende Korn in seinem Schnäbelchen hält, es über Berge und Ströme hinweg trägt, und es dann aussäet, bei anderen guten und fleißigen Menschen. Oft vielleicht ist der liebliche Bote müde und hungrig, aber er ist es nicht, das segensreiche Korn, er bringt es uneigennützig in fernes Land.“

„„Oh ho!““ versetzte der dicke Forstmann, „„er hat's vielmehr schon gefressen, schon vorher. Das Vogelzeug stiehlt allenthalben die Frucht, von Feld und Speicher, und läßt's dann wieder fallen, unverdaut bisweilen, Sie wissen schon als was, auf einer andern Markung. Man sagt dann gewöhnlich, wenn's aufgeht, die Vögel haben's verschleppt.““

Sidonie stand heftig auf und stieß an den Theetisch, daß die Tassen klirrten. Dann ging sie in's Nebenzimmer, und begann laut zu schluchzen.

„„Heult wieder einmal aus Bosheit!““ hörte ich den Dicken sagen, als ich Sidonien nacheilte, um sie zu beruhigen.

Sie gab mir fast unfreundliche Worte, weil ich das unanständige Gespräch angeregt. Eigentlich hat sie auch recht.

B\*\*\*n, Juni 1836.

Es ist recht unangenehm, daß unsere Vermählung noch aufgeschoben werden muß, aber mein Schwiegervater hat recht. Als ich ihm meine Vermögensverhältnisse auseinandersetzte, bewies er mir, daß ich in unserer Gegend kein halbwege erträgliches Gut mit meinen Mitteln erstehen könne. Man muß sich anderwärts umsehen, sagte er,

und mittlerweile sehen Sie, daß Sie irgendwo  
Verwalter werden.

Sidonie ist merkwürdig gefaßt.

B\*\*\*n, Juli 1836.

Dieser Louis ist ein prächtiger Kerl, und trotz  
meines Kummers habe ich heute doch gelacht wie  
lange nicht mehr. Er ist der Sohn eines alten  
Freundes meines Schwiegervaters, wohnt bei uns  
im Hause, und macht seine kleinen Geschäftsaus-  
flüge von hier aus in die Umgegend. Er ist  
Reisender für eine der ersten Weinhandlungen am  
Rhein, und heißt Benzweiler.

B\*\*\*n, einige Tage später.

Er macht die tollsten Streiche. Sidonie heißt  
er Bäschen, und meinen Schwiegervater: Vetter,  
denn er behauptet, alle schönen Mädchen seien  
Cousinen von ihm. Dann ahmt er ganz natürlich  
mit dem Munde eine Hummel nach, verfolgt sie  
durch's ganze Zimmer mit seinem Taschentuche,  
und fängt sie endlich. Eben so versteht er täu-  
schend ein Posthorn nachzumachen, und noch besser  
das Geräusch, was beim Holzsägen entsteht. Ge-  
stern that er, als säge er einem Stuhle die Beine  
ab. „Sie werden doch wahrhaftig den Stuhl nicht

ruiniren," sagte mein Schwiegervater, welcher glaubte, er säge wirklich; aber Louis rief: „Voilà“, und balancirte im andern Augenblicke den Stuhl auf der Nase.

Es ist ein Teufelskerl.

B\*\*\*n, wieder einige Tage später.

In der Politik ist er ausgezeichnet. Freisinnig im höchsten Grade! Es ist merkwürdig, wie seine Ansichten mit dem zusammenstimmen, was man in den Zeitungen liest. Er hat einen Pack solcher Blätter bei sich, von welchen, wie ich glaube, mehrere bei uns verboten sind, und die Leitartikel in diesen Blättern sind meist, fast wörtlich, der Ausdruck seiner Gesinnung. Mich wundert, wie er diese tiefe politische Durchbildung sich hat erwerben können.

Caricaturen auf alle Fürsten Deutschlands hat er ebenfalls bei sich, und kennt Handlungen dieser Tyrannen, welche zum Himmel schreien. Es muß anders werden, sagt er! und frei! mein theures Volk!

Ja frei! ich ruf's mit Louis; denn jetzt brauche ich mich wegen der Anstellung nicht mehr zu geniren.

B\*\*\*n, im August 1836.

Louis ist noch immer bei uns. Niemand denkt an sein Fortgehen, und wir Alle fühlen, daß sein Scheiden uns schmerzlich berühren wird.

Er spielt die Guitarre sehr gut, und singt allerlei schnurrige Lieder dazu. Auch weiß er eine Menge prächtiger Geschichten und Räthsel.

Manchmal kam ich freilich ein Wenig in Verlegenheit. Die Räthsel sind bisweilen etwas stark, und ich fürchtete, daß Sidonie scheel sehen würde, da sie sonst so außerordentlich sittsam ist. Wenn ich denke, wie sie entrüstet war, als der Forstmeister erzählte, daß die Vögel das thun, was — — nun, was sie nicht lassen können!

Da erzählt Louis andere Dinge. Aber sie lächelt stets gütig bei solchen Sachen. Einmal ist dem Keinen Alles rein, und dann will sie auch wohl den jungen Mann nicht kränken, da sie sieht, daß er mein Freund ist.

B\*\*\*n im August 1836.

Heute habe ich mich beinahe ein Wenig geärgert. Ich spiele die Flöte, und habe namentlich einige Stücke sorgfältig eingeübt. Sidonie hat mich heute zu spielen, Louis wolle mich auf der Guitarre begleiten. Er that das auch aber dann

stand Sidonie auf, holte Etwas aus dem Nebenzimmer, und gab es ihm heimlich. Es war ein Kamm, über welchen Louis ein Papier zog, und auf eine schauerhafte Weise zu blasen begann. Sidonie lachte ganz unmäßig.

Ich wollte, der alte Baron lebte noch; er gäbe mir gewiß eine Anstellung auf einem seiner Güter. Aber er ist bereits vor einigen Monaten gestorben, und Oskar ist plötzlich sehr vornehm geworden, und läßt sich nicht mehr im Amthause sehen.

B\*\*\*n, September 1836.

Es ist recht unpassend, daß Sidonie so lange Spaziergänge mit dem Benzweiler macht. Ganz allein. Mich nehmen sie niemals mit. Ich muß es ihnen einmal merken lassen.

B\*\*\*n, September 1836.

Ich bin noch immer nicht dazu gekommen, es ihnen merken zu lassen.

B\*\*\*n, September 1836.

Ach, welche Kopfschmerzen! Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen! Ich habe dem Alten sagen lassen, daß ich mit ihm sprechen wolle.

Gestern Abend saßen wir Drei, Sidonie, ich, und der einfältige Benzweiler, in der Wohnstube; Sidoniens Vater war schon zu Bette gegangen, und eigentlich sprach mit mir kein Mensch eine Sylbe; denn Sidonie und Benzweiler flüsterten mit einander, und wenn ich versuchte irgend ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, so gab mir Niemand Antwort.

Endlich stand Sidonie auf, und sagte: „Gute Nacht, Louis!“ (zu mir kein Wort) und ging zur Thür. Der unverschämte Bursche rief sie aber zurück:

„„Noch einen Kuß zur guten Nacht, Sidonie!““

Und sie kehrte zurück, beugte sich über ihn, und küßte ihn zärtlich.

Ich war wie erstarrt.

„Ja aber was ist denn Das?“ sagte ich.

Sidonie blickte mich recht höhnisch an: „Ach Herr Brendel, sitzen Sie immer noch hier?“ rief sie lachend.

Benzweiler aber hob den Finger in die Höhe: „Still, Jüngling!“ Er schwatzte noch andern Unsinn, aber ich ging aus der Stube, eigentlich ohne recht zu wissen, was ich that.

Heute früh ließ ich den Alten um eine Unterredung bitten. — —

Es ist Alles aus! Der alte Amtmann ließ mich kaum zu Worte kommen, und machte überhaupt wenig Umstände.

„Ich weiß,“ sagte er, als ich eintrat, „was Sie wollen. Aber Sie sind sehr — — unbefangen, wenn Sie Das nicht schon längst merkten. Louis und Sidonie lieben sich, und werden sich heirathen. Louis wird ein Colonialwaaren-Geschäft in St. etabliren, und schon in einigen Wochen vielleicht ist Alles in Ordnung.

Ihr Vermögen ist nicht hinreichend, um meine Tochter anständig zu versorgen, und Sie hätten das Alles bereits merken können, als ich Ihnen rieth, Verwalter zu werden.“

„„Aber,““ fiel ich ein, „„ich liebe Sidonien mehr als““ — —

Er ließ mich nicht zu Ende kommen:

„Weiß schon,“ sagte er, „Sie sind ein braver und guter junger Mann, aber das mit der Liebe, das wird sich geben. Wenn Sie auf den Oekonomiehof gehen wollen, so will ich in Zeit von einer Stunde Ihre Sachen nachschicken. Von dort aus können Sie Geschirr nach C. bekommen. Es ist doch am Besten, Sie gehen für das Erste dorthin.“

Es schnürte mir die Kehle zu, und ich war nicht im Stande, ein Wort zu sprechen.

Er reichte mir die Hand, nicht ohne Herzlichkeit, „Adieu!“ —

Er hat recht! ich will nach G.

G., März, 1837.

Die dritte Note im Examen bekommen. Es ist unerhört! Ohne allen Zweifel bin ich meiner freisinnigen Ansichten wegen denunciirt worden, denn Alles wimmelt von Spionen. Ja, wenn man zu den Bevorzugten gehört, wenn man heucheln und kriechen kann!

Bensweiler, obgleich er ein Verräther ist, hat dennoch recht, wir schwächen unter einem furchtbaren Drucke.

Ich gehe nach Amerika, nach dem Lande der Freiheit! dort will ich, ein freier Mann, mein freies Feld bauen.

Mein ehemaliger Vormund hat immer noch die verknöcherten Ansichten der alten feudalen Zeiten, und ist noch nebenher verzweifelt unhöflich. „Selbst die Schuld — nicht besonders viel Kopf — wenig gelernt — 2c.“

Ich soll entweder noch einige Jahre studiren,

räth er mir, oder Oekonomie ordentlich lernen, und dann ein kleines Gütchen zu kaufen suchen.

Ein Sklave unter Sklaven! Fällt mir nicht ein. Der Boden brennt unter meinen Füßen. Fort, fort, fort!

Newyork, August 1837.

Seit mehreren Monaten kam ich nicht dazu, mein Tagebuch fortzusetzen. Die Hast der Abreise, der Aufenthalt in Bremen! Wie kam's nur, daß ich so bitterlich weinte, als die letzten Spuren der deutschen Küsten in's Meer versanken?

Dann die Seekrankheit! Später habe ich oft in meiner einsamen Koje an Sidonie gedacht, liebend und grollend. Jetzt ist's vorüber. —

Newyork, einige Wochen später.

Man muß die Augen verdammt aufstun unter diesen Nordamerikanern, sie machen fast allzugern gute Geschäfte.

Von Freiheit spricht man nie, das will mir nicht gefallen, immer nur das Geschäft!

Castville, Januar 1841.

In einem jämmerlichen Neste, ein jämmerlicher Krämer! Die Schufte haben mich betrogen,

schändlich betrogen! Täglich blicke ich vom Fenster meiner elenden Hütte über den Strand auf die See. Ich habe nach Deutschland geschrieben, und die Antwort nach Philadelphia bestellt.

Philadelphia, März 1841.

Durchgebrannt von Eastville. Briefe in Philadelphia getroffen. Vormund gestorben, und ich Universalerbe. Er beschwört mich nach Deutschland zu gehen, und ein ordentliches Geschäft zu beginnen. Nein! vor vier Wochen noch wäre ich der glücklichste der Menschen gewesen, hätte ich zurückgedurst nach dem Vaterlande. Jetzt wäre es eine Thorheit. Ich habe jetzt doppelt so viel Vermögen, als ich vorher besessen.

Philadelphia, April 1841.

Der Groll gegen Sidonie erwacht auf's Neue in mir. Ich will nicht ein und dieselbe Luft einathmen mit ihr, und schon deshalb gehe ich nicht nach Deutschland. Nach dem Süden will ich ziehen. Die Nordamerikanischen Frauen erinnern mich zu viel an die Berrätherin, zum Theil schon im Wuchse. Die reizenden Kinder Südamerikas sollen mich entschädigen.

Valdivia, September 1841.

Seit vier Wochen athme ich die herrliche Luft  
Chiles. Morgen gehe ich nach Valparaiso.

St. Antonio, December 1841.

Famos! Hacienda gekauft, sehr billig, ausgezeichnete Felder, kaum nöthig, Etwas zu arbeiten, wächst Alles von selbst. Herrliches Land das. Mein Geld trägt mir reichlich fünf und zwanzig Procente.

Und die Mädchen! Diese reizenden Geschöpfe! Ich hätte nie geglaubt, daß ich solches Glück bei dem weiblichen Geschlechte hätte, aber jetzt verstehe ich's. Parthien hätte ich bis jetzt schon wenigstens zehn machen können. Auch eine Deutsche, ein nettes junges Ding, hätte ich heirathen können, und Alle mit Vermögen!

Aber heirathen! ich!! Nein, ich will meine Freiheit bewahren! Wenn ich bedenke, wie ich früher jedes Jahr, ja fast jeden Monat im Voraus berechnete, bis es mir möglich sein würde, den dummen Streich zu machen, und mir eine Frau zu nehmen! Und jetzt? Nun man wird eben klüger, wenn man älter geworden, und durch die Schule des Lebens gelaufen.

Acht Pferde in meinem establo, wenn mich die einfältigen Menschen in C. jetzt sehen könnten!

St. Antonio, Januar 1842.

Es ist mir jetzt die Geschichte vom Don Juan ganz erklärlich und glaublich. Bin ich nicht selbst Don Juan? Freilich holte ihn endlich der Teufel — aber das ist natürlich bloß eine Allegorie.

St. Antonio, einige Tage später.

Allmächtiger Gott! Jetzt noch gäbe ich keinen Tropfen Blut, so erschrak ich. Ich war in Valparaiso, und wollte nach Hause reiten. Beim Posthause, unterhalb den Mühlen, sehe ich ein weibliches Wesen unter der Thür stehen. Der verdammte Don Juan fällt mir ein, und ich sprengte auf die Person zu.

Großer, allmächtiger Gott! Noch sechs Schritte von ihr entfernt, erkenne ich sie.

Sie war's.

Mein Pferd muß auch erschrocken sein, denn es bäumte sich auf, daß es sich fast überschlug. Vielleicht habe ich auch unwillkürlich den Zügel zu scharf angezogen.

Sie aber blieb unter der Thür stehen wie ein steinern Bild. Dann sagte sie ruhig, aber mit wehmüthigem Tone:

„Bin ich Ihnen eine so furchtbare Erscheinung, Karl? Sie sind blaß geworden wie eine Leiche, und zittern wie Espenlaub.“

Ich brachte nur das Wort „Sidonie!“ hervor. Dann gab ich meinem Pferde die Sporen, und jagte wie besessen davon.

St. Antonio — des andern Tags.

Diese Träume, wie sie heute Nacht mich quälten, wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht. Aber wie kommt Sidonie in's Posthaus bei Balparaiso?

Wo steckte Louis, während sie unter der Thür stand? Ich muß Gewißheit haben. Ich werde ihm feck entgegentreten, ich bin nicht der „Jüngling“ mehr, den er einschüchtert mit aufgehobenem Finger. Ich reite hinüber! — Im Nothfalle verkaufe ich die Hacienda. — Selbst ist der Mann, ich reite hinüber.

St. Antonio, des Abends.

Ich muß noch zu Papier bringen, was ich sah und hörte heute des Tages über. Wunderbare Wege des Schicksals!

Als ich beim Posthause ankam, stand ein kleiner Junge unter der Thür.

„Sie wollen zur Sennorita?“

„„Ja!““

Er führte mich in's Zimmer.

Sidonie kam mir entgegen, in tiefe Trauer gehüllt.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden, Karl,“ sagte sie mit einem wehmüthigen Lächeln, „und ich danke Ihnen.“

Dann schwieg sie, und schien zu erwarten, daß ich sprechen würde.

Das Trauergewand gab mir merkwürdigen Muth. War Benzweiler gestorben, so hatte ich nicht nöthig — ich weiß eigentlich selbst nicht, was ich nicht nöthig hatte, aber es war mir lieb, daß er nicht da war.

„„Um wen trauern Sie, Sidonie,““ sagte ich, „„wo ist Louis?““

Sie verbarg das Gesicht in ihr Taschentuch, ich hörte sie schluchzen, dann deutete sie mit der Hand gegen oben, und sagte:

„Dort!“

Ich blickte mechanisch an die Decke des Zimmers, und war einfältig genug, einen Augenblick zu glauben, Benzweiler befände sich im obern Stockwerk. Es schien mir, als flöge für einen Augen-

blick ein leises Lächeln über die Züge Sidoniens, aber dann sagte sie ernst:

„Louis ist zu seinen Vätern versammelt worden.“

Soll ich die Wahrheit sagen, so war ich innerlich nicht eben ungehalten über diesen Zuwachs, welchen die Bensweiler'sche Familie in jenen, uns unbekanntem, himmlischen Räumen erworben hatte, aber ich sagte mit traurigem Tone:

„„Aber um Gotteswillen, Sidonie, sagen Sie mir, wie ist das Alles gekommen, und namentlich, wie kommen Sie hierher?““.

Sie bedeutete mir neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen und begann mir ihre Schicksale zu erzählen.

Sie waren in Kurzem folgende: Zu Anfang des Jahres 1837 heirathete Louis Sidonien, und eröffnete in einer nicht sehr großen, aber höchst industriellen Stadt Sachsens ein Materialwaaren-Geschäft.

Im ersten Jahre ging Alles trefflich, das heißt die jungen Leute lebten heiter, und sparten nicht.

Im zweiten Jahre starb Sidoniens Vater, mit Hinterlassung eines sehr unbedeutenden Vermögens; schon dort scheinen häusliche Zerwürfnisse eingetreten zu sein, und Sidonie erfuhr bei einer solchen Gelegenheit, daß ihr Mann Schulden habe,

welche er mit dem Nachlasse ihres Vaters zu bezahlen gedachte.

Während des dritten und vierten Jahres ihrer Ehe häufte Benzweiler Schulden auf Schulden, und lebte dabei auf eine ausschweifende, und so kostspielige Weise, daß das Ende vorauszu sehen war.

Sanften Vorwürfen, von Seite Sidoniens, begegnete der Wüßling mit rohen Worten, ja, wie die arme Dülдерin durchblicken ließ, selbst mit Thätlichkeiten, und im Jahre 1841 endlich ergriff Benzweiler mit einigen geringen Resten seines Vermögens die Flucht. „Nach Nordamerika gehe ich nicht,“ sagte er in seiner rohen Weise, „dort sind ohnedies schon Lumpen genug. Ich gehe nach dem Süden.“

Es schien Sidonien, als wolle sich Louis, ohne sie, aus dem Staube machen, „aber,“ sagte sie, „ich folgte ihm gegen seinen Willen, es war meine Pflicht, denn war ich nicht seine Gattin?“

Sie gingen zuerst nach Rio de Janeiro, dann nach Buenos ayres, wo sie sich aber nur kurze Zeit aufhielten und, wie es den Anschein hatte, sich von beiden Orten bei Nacht und Nebel wieder davon machten. Endlich kamen sie in Chile an.

Benzweiler hatte in einer der beiden Städte Geld erhalten, auf welche Weise, wurde mir aus Sidoniens Erzählung nicht recht klar, aber nach-

dem sie kaum vier Wochen in Valparaiso gelebt hatten, war eines Morgens Louis abermals verschwunden, diesmal aber mit Zurücklassung Sidoniens, hingegen mit Hinwegnahme alles Werthvollen, was leicht zu transportiren war.

Als Sidonie so weit mit ihrer Erzählung gekommen war, blickte sie mich eine kurze Zeit ernst an, und brach dann plötzlich in Thränen aus.

„Karl,“ rief sie schluchzend, „warum haben Sie mich diesem rohen Menschen geopfert?“

Sidonie ist ein sehr verständiges Frauenzimmer, aber dennoch war mir diese Ausrufung nicht vollkommen klar.

„„Ich?““ sagte ich, im höchsten Grade erstaunt.

„Sie leugnen auch noch,“ sagte sie offenbar entrüstet, „vielleicht träge ich armes Weib am Ende die Schuld? Wer lachte denn mehr über die langweiligen Scherze Louis', als Sie, über Scherze, welche mein jungfräuliches Gefühl so oft im Innersten empörten? Wer wußte sich stets entfernt zu halten, wenn Louis mit mir spazieren ging? Sie! Wer saß ganze Abende wortkarg dort, so daß ich gezwungen war, auf Louis zu hören? Sie! Wer floh endlich plötzlich, und ohne allen Grund, aus unserm Hause? Sie und wieder Sie!

Ach die Verzweiflung über Ihre Untreue hat mich diesem Wüstling in die Arme getrieben."

Sie schluchzte heftig bei diesen Worten, und obgleich sie, wie ich glaube, nicht ganz recht hatte, faßte ich dennoch ihre Hand und sagte: „„Sidonie, beruhigen Sie sich; ohne Zweifel sind Mißverständnisse — —““

In diesem Augenblicke fühlte ich an der Wade einen ziemlich heftigen Schmerz, und als ich erschrocken, und mit einem kleinen Aufschrei, nach der Ursache blickte, sah ich ein kleines drei- oder vierjähriges Mädchen, welches wiederholte Versuche machte, mich in die Wade zu kneipen:

„Laß die Mutter gehen, Du!“ sagte das kleine Wesen, dessen Anwesenheit ich früher nicht bemerkte, „oder!“

Sidonie hob das Kind in die Höhe: „Du allein beschüttest mich, armes, vaterloses Geschöpf!“

Sie bedeckte die Kleine, welche röthliche Haare hat und sehr mager ist, mit Küßen und Thränen:

„Armes Fetzchen, armes, unglückliches Kind, Du bist das Einzige, was er mir zurückgelassen.“

Dann reichte sie mir das Kind. „Küssen Sie meinen Liebling,“ sagte sie, unter Thränen lächelnd.

Ich war froh, daß sie nicht mehr weinte, und

küßte tapfer, obgleich ich fürchtete, daß Benzweiler's Sprößling mich in die Nase beißen würde.

Aber es ging gut ab. Nun erfuhr ich den Rest ihrer Geschichte.

Etwa acht Wochen nach Benzweiler's Flucht erfuhr sie dessen Tod durch einen von Peru kommenden Capitain. Er war, kurz nach seiner Ankunft in Lima in einem Kaufhandel erstochen worden. Sidonie lebte von dem Verkaufe ihres wenigen Hausgeräthes, stets, trotz aller Noth, ihre Tugend während gegen vielfältige Angriffe auf dieselbe, und hatte beschlossen, wenn alle Mittel erschöpft seien, in den Wellen des Meeres, sammt ihrem Kinde, den Tod zu suchen.

Da hörte sie von meiner Anwesenheit, und, sie sagte es mit Verschämtheit, von meinem leichtsinnigen Lebenswandel. Sie beschloß mir entgegenzutreten, mich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, mir ihr Kind anzuvertrauen, und dann — — zu sterben.

St. Antonio, März 1842.

Es ist sonderbar, als ich am Posthause jenes Mal Sidonien erblickte, kam sie mir bedeutend gealtert vor. Jetzt erscheint sie mir wie in den ersten Tagen unserer Liebe.

St. Antonio, Mai 1842.

Jettchen sagte heute „Papa“ zu mir. Sidonie verwies dem Kinde seine „Unart“, wie sie sagte, und wendete sich erröthend ab. Sie ist voll Zutrauen, und nimmt das Geld, welches ich ihr bringe, so unbefangen, als könne es gar nicht anders sein. Ein edler Charakter zweifelt nie an den redlichen Absichten Anderer.

Solid bin ich sehr geworden, und weiche meinen früheren Freunden aus. Sie machen schlechte Witze.

St. Antonio, Juli 1842.

Morgen heirathe ich Sidonien. Wie wunderbar sind Gottes Wege! Ich erreiche jetzt doch noch ein Glück, welches ich vor fünf Jahren leichtsinnig verscherzte. Sidonie hatte recht!

St. Antonio, Juli 1843.

Gerne und willig thue ich, was Sidonie für gut hält; denn sie ist höchst verständig, nur bisweilen ein wenig allzuehftig, wie mir scheint!

St. Antonio, August 1843.

Hat den Teufel im Leibe! Jesus, wenn sie das lesen würde! — Drohte mir heute mit Louis. Wie unverschämt! Aber sie hat recht. Es liegt kein Todtenschein vor, und trotz dem, daß man hier leicht heirathen kann — wenn er käme — sie warf mir Bigamie vor. Aber ich habe ja keine zwei Weiber, sondern si e hätte dann zwei Männer. Sie weinte und bekam Krämpfe, als ich ihr dies sagte; dann that sie, wohl aus Scherz, als ob sie mir eine Ohrfeige geben wollte; ich ging aber geschwind hinweg; — — sie ist bisweilen so eigen!

St. Antonio, December 1843.

Flöte weggenommen. Es greift ihr die Nerven an, wenn ich spiele, und Zettchen, welche später Musik lernen soll, verliert ihr Gehör. Sie hat nicht ganz unrecht, der musikalische Sinn eines Kindes kann leicht eine schiefe Richtung erhalten.

St. Antonio, März 1844.

Gott sei Dank, sie ist wieder gut. Aber es ging hart her. Ich war in Balparaiso, um Getreide zu verkaufen. Als ich des Morgens mit meinen

Proben wegritt, küßte mich Sidonie (ach, sie kann so lieb sein, wenn sie will), und sagte:

„Nicht wahr, Du bist bestimmt bis Abend wieder zurück.“

Ich sagte zu, und hätte eigentlich wohl auch wirklich wieder zurück sein können, aber ich komme so selten aus dem Hause, und weiß selbst nicht, wie es zugeht, kurz, ich traf Bekannte von früher, und kam nicht des Abends, auch nicht des folgenden Tages, sondern erst den dritten Tag gegen Abend. Der Kopf schmerzte mich, und ich ritt immer langsamer, je mehr ich mich meinem Hause näherte. Als ich endlich ankam, fand ich Alles wie ausgestorben, nur Sidonie stand unter der Thür. Sie sagte kein Wort, sondern zeigte mit der linken Hand auf die Thür meines Zimmers.

„Mein Pferd,“ sagte ich, „ich will nur erst mein Pferd — —“

Sie ließ mich nicht zu Ende kommen, sondern wiederholte das Zeichen mit der Hand.

Ich ließ mein Pferd stehen, und befolgte ihren Wunsch, sie aber folgte mir auf dem Fuße. — Es ging arg zu, ich hätte ihr diese Stärke (das heißt Charakterstärke) gar nicht zugetraut, denn sie weinte nicht wie sonst, sondern war blos anderweitig sehr heftig. Als sie endlich ging, sagte

sie: „Du brauchst für heute nicht mehr in's Familienzimmer zu kommen.“

Das war recht vernünftig von ihr, denn nach dieser Verstimmung — — als ich aber heute des Morgens zum Frühstück hinüber kam, was erblickte ich?

Benzweiler's Portrait hing über dem Sopha!

Ohne Zweifel erröthete ich stark, denn ich fühlte, wie mir das Blut zum Kopfe stieg. Sidonie aber zeigte graciös mit der Hand nach dem Bilde, und sagte:

„Es wird Dir lieb sein, die theuren Züge Deines Freundes vor Dir zu haben, und ich bedarf eines Trostes wenigstens, wenn ich Wochen lang allein in dieser Abgeschiedenheit leben soll.“

„„Es soll nicht wieder vorkommen, Sidonie,““  
erwiederte ich, „„gewiß nicht, aber wo hast Du denn das Bild auf einmal herbekommen?““

Ich hatte nämlich eine dunkle Furcht, daß es Louis geschickt haben könnte, aber sie beruhigte mich, indem sie mir sagte, daß sie es von Europa mitgebracht und heilig aufbewahrt habe, trotz dem daß sie in Valparaiso alle ihre anderen Sachen veräußert hätte.

Ich finde es natürlich, daß sie ihrem ersten Manne eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt, und

sagte ihr das auch. Nun ist der Friede vollkommen wiederhergestellt. Sie ist eigentlich doch ein herzensgutes Weib.

Einige Tage später.

Sie will durchaus wissen, was ich schreibe, wenn ich des Abends allein bin. Fetzchen spionirte gestern um meine geschlossenen Sommerläden, und heute des Morgens durchsuchte Sidonie alle meine Kisten und Kästen, aber sie fand Nichts, als ein Päckchen Geld, was ich bei Seite gelegt, und welches sie mit sich nahm.

Ich will dieses Tagebuch Baumgärtner zum Aufheben geben, denn wenn es in ihre Hände käme — —

Dies waren die letzten Worte im Tagebuche Brendel's, und wahrscheinlich verhinderte ihn irgend ein verdächtiges Geräusch, den Satz zu vollenden.

Was ihn selbst betrifft, so sah ich ihn etwa acht Wochen später, ganz zufällig, in Valparaiso wieder.

Es lag ein Schiff, mit Auswanderern nach Californien, im Hafen, und ich ging des Abends

in's Yankee-Hôtel, um zu sehen, ob keine Deutschen mitgekommen.

Die gesuchten Landsleute fand ich nun zwar nicht dort, hingegen spielend, trinkend und fluchend, und dabei keineswegs in der ausgewähltesten Gesellschaft, Herrn Carl Brendel.

Ich beobachtete ihn eine Zeit lang, und trotz dem daß er eigentlich ungeschickt spielte (man bewegte sich im Monte, zu jener Zeit das beliebteste Spiel in Californien, und an der Westküste überhaupt), so hatte er doch ziemlich Glück, und gewann fortwährend. Ohne Zweifel aus diesem Grunde hörte man endlich auf zu spielen, und Brendel gefiel sich jetzt darin, die reizenden Sitten der Yankees zur Schau zu tragen, indem er mächtig ausspuckte, und seine Beine auf einem zweiten Stuhle weit von sich streckte.

Ich sprach ihn nun an:

„Wie befinden Sie sich, Herr Brendel?“

Er gab sich den Anschein, als erkenne er mich nicht, es ist vielleicht auch möglich, daß dies wirklich der Fall war, genug, er antwortete kurz:

„„I thank you, very good!““

„Deutsch, lieber Brendel! Deutsch, wir sind ja Beide Deutsche, und lernten uns vor einiger Zeit bei jener Löwenjagd kennen.“

Er sah mich von der Seite an, und sagte dann mit einem gewissen vornehmen Anstrich oder mit dem Tone eines Mannes, der sich nicht erinnert, aber dies nicht geradezu merken lassen will:

„„Ach ja! richtig, O yes! ich weiß — bei der Löwenjagd, ganz richtig.““

„Befindet sich Madame Brendel auch in Valparaiso?“

Jetzt zog Brendel rasch die Füße vom Stuhle, wendete sich zu mir, und sagte, offenbar zum Tode erschrocken:

„„Was, meine Frau ist hier?““

„Nein,“ erwiderte ich lächelnd, „seien Sie beruhigt; ich fragte nur, aber Ihre liebe Frau wird über Ihr Ausbleiben beunruhigt sein.“

An Brendel's Stelle hätte ich geantwortet: „Theurer Landsmann, das kümmert Sie den Teufel!“

Er aber nahm seine frühere Stellung wieder ein, und sagte mit einer affectirt leichtfertigen Miene:

„„Ach was! man muß die Weiber ziehen!““

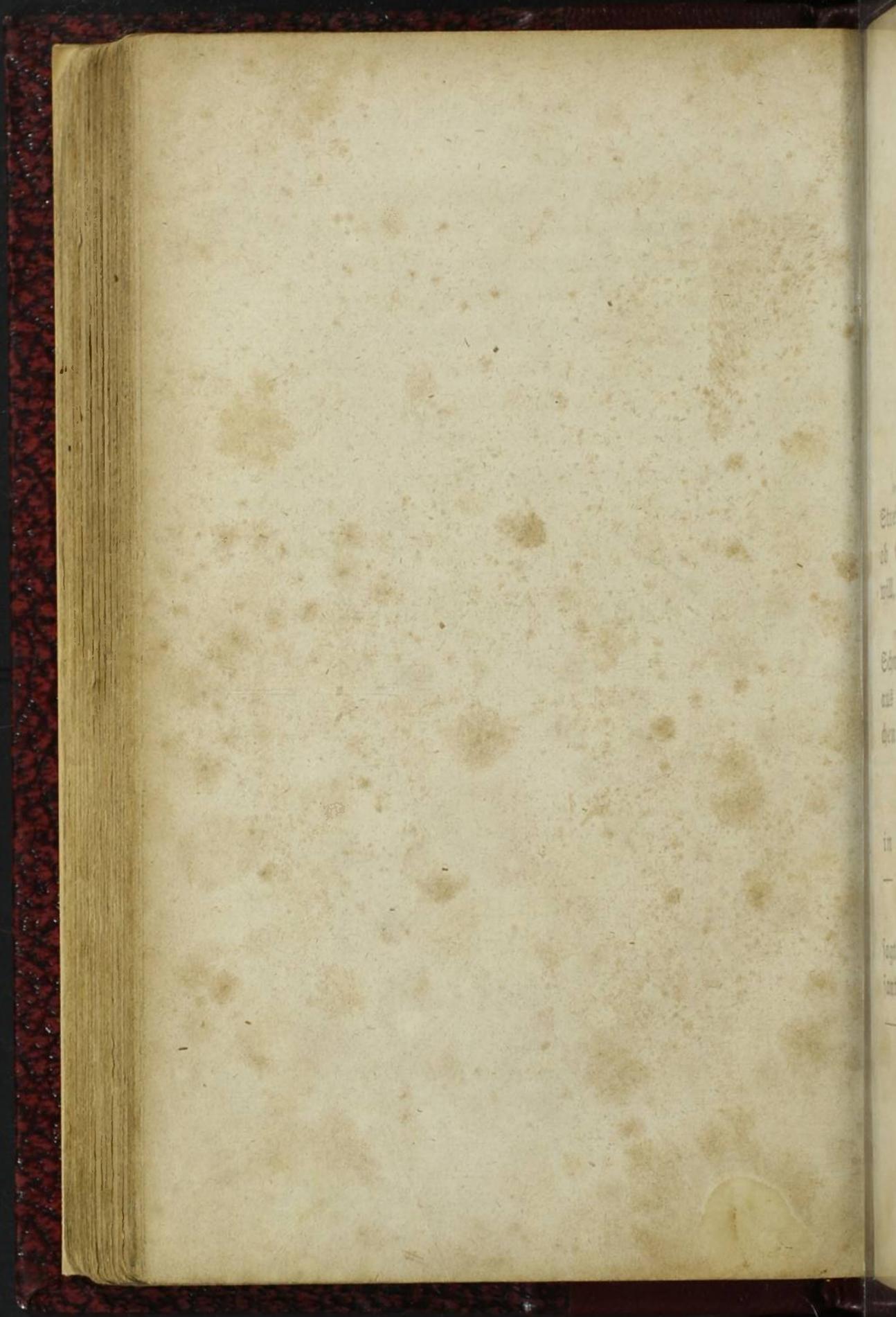
Ich gestehe, daß ich mich über diese Mischung von Feigheit und Unverschämtheit ärgerte, und im Begriff war, nach „meinem Freunde Benzweiler“ zu fragen, welcher, wie ich gehört hätte, heute

des Nachmittags von Peru angekommen sei, aber ich bedachte, daß den Sklaven der Römer, während der Saturnalien, drei Tage hindurch ebenfalls jeder Unfug gestattet war.

Sollte der Sklave der liebenswürdigen Sidonie nicht ein ähnliches Vorrecht genießen?

Ich verließ also Herrn Brendel, und sah ihn später eben so wenig wieder, als ich Etwas von ihm hörte, aber ich begann an jenem Abend noch die Skizze der vorstehenden, höchst gelehrten, Abhandlung: Vom Löwen, vom Hausdrachen und vom Esel.

Die Sennores von Picaracasa.



„Ich hatte eben einen ausnehmend einfältigen Streich gemacht — aber halt! ich muß erst wissen, ob Sie hören wollen, was ich Ihnen erzählen will, nämlich eine Schmugglergeschichte.“

„„Gut,““ sagte ich, „„erzählen Sie die Schmugglergeschichte; wir haben jetzt einige Zeit\*), aus Gründen, Nichts von Schmugglern gesprochen; aber — unter einer Bedingung.““

„Und die ist?“

„„Es darf Nichts von Weibern vorkommen in der ganzen Geschichte, kein Wort, keine Sylbe, — wieder: aus Gründen.““

„Da fallen freilich allerlei schöne Sachen weg,“ sagte Don Frederico, „ausgezeichnete und interessante Sachen; aber wenn Sie es so wollen —“

---

\*) Fast während zwei ganzer Bändchen.

„„Ja,““ sagte ich; „„ich bitte Sie darum; richten Sie Alles so ein, daß wir ohne Damen auskommen; denn Schmuggler-Damen! welche ohnedies den gehörigen Grad von Bildung nicht besitzen, da könnten wir schöne Dinge zu hören bekommen.““

„Ich darf aber doch ganz entfernt von Frauen sprechen, z. B. die Weiber und Kinder der Schmuggler standen am Ufer, — oder: die Frau des wackern Pedro kochte uns eine wärmende Suppe — oder: man hörte in der Entfernung einen Angstschrei, welcher von einer weiblichen Stimme herzurühren schien u. s. w.“

„„Ja,““ erwiderte ich ernsthaft, „„das dürfen Sie, aber nicht mehr.““

„Gut,“ sagte Don Frederico, „es soll so sein; aber jetzt müssen Sie mir versprechen, mich nicht unterbrechen zu wollen, wenn Sie fälschlich der Meinung sein sollten, als hielte ich meine Zusage nicht.“

„„Ich will Alles versprechen, damit wir nur endlich zu der Geschichte kommen,““ versetzte ich; „„fangen Sie an!““

Da, nach dem gegenwärtigen Standpunkte des guten Tones, der geehrte Leser gar nicht desgleichen thun darf, als ob ein Don Frederico auf der Welt sei, wenn ihm derselbe noch nicht vor-

gestellt worden, so habe ich die Ehre, dies hiermit zu thun.

Der Sennor Frederico Holgazos war ein früherer Kaufmann, welcher sich jetzt von den Geschäften zurückgezogen hatte, und von seinem Gelde in Valparaiso lebte. Es war ein Mann von etwa achtundvierzig bis fünfzig Jahren, welcher Mancherlei erlebt und gesehen hatte, eine ziemlich gute Laune besaß, gastfrei war und, was mir die Hauptsache blieb, von seinen manchfachen Fahrten, gerne und ohne Rückhalt, Mittheilungen machte, weshalb ich, besonders in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Valparaiso, häufig meine Abende in seinem Hause verbrachte.

Don Frederico begann also:

Ich hatte eben einen ausnehmend einfältigen Streich gemacht, welcher darin bestand, daß ich Wechsel unterzeichnete, von welchen jeder vernünftige Mensch wissen konnte, daß sie verloren waren.

Mein Vater bekleidete einen ziemlich bedeutenden Posten bei der Douane, und war, was zu jener Zeit noch anging, zugleich Kaufmann, und jene verwünschte Wechselunterzeichnung drohte ihn in doppelter Eigenschaft zu compromittiren, da man allerlei bössliche Absichten unterlegen konnte.

Es blieb mithin nichts Anderes übrig, als daß man die, nicht unbeträchtlichen Summen so rasch und so still als möglich zahlte, und dann, daß man einen Einfaltspinsel, der ich jenes Mal unbedingt war, für einige Zeit wenigstens, aus dem Geschäfte entfernte, und demselben Gelegenheit gab, sich in der Welt ein wenig zustoßen zu lassen.

Mein Vater, zwar heißblütig, wie alle Chilenen, aber dennoch der beste Mensch von der Welt, tobte sich, nach geleisteter Zahlung, zuerst wacker aus, dann ließ er mich rufen, und sagte:

„Mein lieber Frederico, ich will in aller Güte mit Dir sprechen, und Dir keine Vorwürfe machen über das, was geschehen, und nicht mehr zu ändern ist. Du hingegen, mußt unbedingt thun, was ich für gut halte, und Dich in meinen Willen ohne alle Widerrede fügen.

Es ist vor Allem nöthig, daß Du hinaus in die Welt kommst, und Dir die Hörner abläufst. Zu diesem Zwecke wirst Du Dich nach Copiapo begeben, und dort auf dem Comptoir des Sennor Serennas Etwas zu lernen suchen, denn Du weißt, bis jetzt, leider Nichts, gar Nichts!“

Bei diesen Worten stieg eine gelinde Röthe in dem Gesichte meines Vaters auf, und ich hielt

es deshalb nicht für angemessen, Etwas einzuwenden, obgleich dieser Sennor Serennas, unter uns jungen Leuten, als der eigensinnigste, geizigste und widerwärtigste aller Principale der Westküste bekannt war.

„Es ist ferner nöthig,“ fuhr mein Vater mit etwas erhobener Stimme fort, „daß Du dich bald von hier entfernst, damit es den Anschein habe, als hätte ich einen großen Groll auf Dich geworfen, und damit man Deine Dummheit nicht als einen Mangel an Ehrlichkeit von meiner Seite betrachte. Da unter vierzehn Tagen kein Schiff von hier nach Copiapo abgeht, wirst Du daher bereits morgen früh, mit dem Schlage der fünften Stunde abreisen.“

Obgleich die Röthe im Antlize meines Erzeugers bedeutend zugenommen hatte, so wagte ich jetzt doch zu sagen:

„„Also Sie wollen mich wirklich in die Verbannung schicken, lieber Vater, wenn mir wenigstens — —““

„Wenigstens! Wenigstens!“ rief jetzt mein Vater in höchster Wuth, „Wenigstens! Sennor Wenigstens! Sennor Dummkopf!“

Er fügte, mit dem ganzen Körper heftig gestikulirend, noch eine Menge ähnlicher, nicht sehr

schmeichelhafter Aeußerungen bei, und sagte endlich, indem er dicht an mich herantrat, und mit einem Ausdrücke, welcher nicht den geringsten Zweifel über seine Gemüthsverfassung zuließ:

„Wirst Du morgen früh um fünf Uhr bereit sein, Dein Pferd zu besteigen?“

„„Ja, lieber Vater,““ erwiderte ich, „„ich werde bereit sein, Ihnen in diesem, so wie in jedem andern Stücke zu folgen.““

„Gut,“ sagte er jetzt, eben so rasch versöhnt, als er in Zorn gerathen, „ich spreche Dich morgen noch.“

Dann trennten wir uns, und da es schon spät war, ging ich bald zu Bette, um von dem Sennor Serennas zu träumen, und von anderen angenehmen Dingen, welche mir die jüngste Vergangenheit gebracht, und die nächste Zukunft noch ferner bringen sollte.

Des andern Morgens trat mein Vater, lange vor der bestimmten Zeit, in mein Zimmer, und als er mich bereits fertig und vollkommen angekleidet traf, war er offenbar sehr erfreut.

„In etwa drei Wochen,“ sagte er, „wird zu Schiffe Dein übriges Gepäck folgen; was Du bis dorthin bedarfst, habe ich bereits auf Dein Pferd packen lassen. Der Sennor Serennas ist von

Deiner Ankunft bereits unterrichtet, und wird Dich mit offenen Armen empfangen."

Bezüglich der offenen Arme des betreffenden Sennors, wußte ich, beiläufig, was ich zu denken hatte, aber meine, ohne Zweifel ziemlich trübselige Miene heiterte sich bedeutend auf, als mein Vater einen Beutel hervorzog, und fortfuhr:

"Ich will nicht, daß Du darben sollst, deshalb übergebe ich Dir hier tausend Thaler in Gold. Wenn Du zufällig in Angelegenheiten kommst, so schreibe mir, oder wenn Du einen besondern Wunsch hättest — —"

Offenbar fing mein guter Vater hier an gerührt zu werden, denn er wandte sich ab, setzte aber hinzu:

"Ich setze voraus, daß Du Nichts verschwendest, — und schreibe mir bald, und lerne Etwas, wir wollen dann schon sehen —"

Hierauf schob er mich zur Thür hinaus, umarmte mich, indem er seinen Thränen jetzt freien Lauf ließ, und führte mich dann an mein Pferd.

Ich weinte ebenfalls wie ein Kind, ritt weinend fort, und bemerkte erst jetzt, nachdem ich die Stadt bereits verlassen hatte, daß mir Pedro, ein Diener unseres Hauses, mit drei Pferden folgte.

Anfangs glaubte ich, daß die Güte meines

Vaters mir Pedro zur Bedienung mitgegeben, und die drei Pferde zu meiner Verfügung gestellt habe, ich erfuhr aber, daß Pedro die Thiere nur auf's Land \*) zu bringen habe, und bei dieser Gelegenheit mich ein Stück Weges begleiten solle.

Indessen machte ich mir wenig aus Pedro und den Pferden, ich hatte eine gute Anzahl goldener Unzen in der Tasche, und nahm mir vor, sogleich bei meiner Ankunft in Copiapo einen Diener anzunehmen, der, wie ich mir vorstellte, ein äußerst anstelliger Bursche sein sollte, denn Pedro war zwar eine treue Seele, aber ein wenig einfältig, das war nicht zu läugnen.

Meine Thränen flossen, verdrängt durch solche Gedanken, schon lange nicht mehr, während ohne Zweifel mein guter Vater, zu derselben Zeit, sich

\*) Es ist fast ganz allgemein in Chile der Gebrauch, die Reitpferde, sind sie sechs oder acht Wochen in Gebrauch gewesen, auf das Land zu schicken, das heißt auf irgend eine Weide, im ausgedehntesten Sinne des Wortes, wo sich die Thiere, meist eben so lange, als sie vorher im Dienste gewesen, erholen können, und sich selbst überlassen sind.

Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum dieselben den freien Gebrauch ihrer Glieder nicht verlernen, und man ihnen Dinge zumuthen kann und darf, welche unmöglich erscheinen in Ländern, wo das Pferd nie aus der Vormundschaft des Reiters, oder der Stallhalter entlassen wird.

noch bitter grämte, meiner Abreise halber, und sich vielleicht Vorwürfe machte, daß er mich in's Exil geschickt.

Als endlich die Sonne hinter den Bergen hervorstieg, und trotz dem, daß wir eben im Juli, also in einem unserer Winter- und Regenmonate waren, dennoch glänzend und wärmend auf unser schönes Chile niederblickte, wurde ich heiter und guter Dinge, und wenn ich an den Sennor Serennas dachte, so geschah es nur, um mir vorzunehmen, den wackern Mann so lange als möglich mit meiner Anwesenheit zu verschonen.

In gerader Richtung sind von Valparaiso nach Copiapo etwa dreißig Stunden, welche man mit unseren Pferden füglich in zwei Tagen zurücklegen könnte, bei gutem Wege und im Nothfalle auch in einem. Da aber Flüsse zu übersezen, Gebirge zu besteigen, und überhaupt die Wege in schlechtem Zustande waren, so sprach mein Vater selbst von vier Tagen.

Ich beschloß, wenigstens acht Tage auf der Reise zuzubringen.

Während ich beschäftigt mit solchen lobenswürdigen Vorsätzen, munter vorwärts sprengte, und dabei von Zeit zu Zeit, mit dem Ellbogen des linken Armes nach meiner Brusttasche fühlte,

um mich von der Anwesenheit meiner Goldstücke zu überzeugen, bemerkte ich, daß mein Pedro einen Begleiter hatte.

Ich achtete nicht sonderlich darauf, ärgerte mich indessen, kurz nachher im Stillen über den Fremden, welcher, als wir eben zusammen durch einen kleinen Fluß ritten, nur leicht hin den Hut vor mir abnahm, und gar nicht that, als ob ich der Sohn eines guten Hauses sei, und der Herr des Dieners, mit dem er, für den Augenblick wenigstens, Freundschaft pflog.

Als wir aber später an einer Fonda Halt machten, zeigte der Mann eine bedeutende Veränderung in seinem Wesen.

Er hielt, fast gegen die Sitte des Landes, mir beim Absteigen den Bügel, und führte, indem er Pedro bedeutete, nur erst mich zu bedienen, die Pferde hinweg. Als er hierauf zurückgekehrt, half er dem Wirth den Tisch für mich decken, und nachdem dies geschehen war, fragte er, mit entblößtem Haupte, ob ich für jetzt noch Etwas zu befehlen habe. Erst als ich dies verneinte, nahm er, in bescheidener Entfernung, bei Pedro Platz, und dachte auch an seine leiblichen Bedürfnisse.

Es hatte den Anschein, als habe ich jetzt zwei,

anstatt eines Dieners bei mir, und indem der höfliche Fremde ausnehmend in meiner Gunst stieg, machte ich bei mir selbst die Bemerkung, daß der wahre Caballero doch stets ein gewisses Etwas an sich habe, was gemeinen Leuten imponire.

Nachdem wir die Fonda endlich verlassen hatten, und noch einige Stunden zusammen geritten waren, kam eine Stelle, an welcher Pedro sich von mir trennen mußte, und indem er dies unter Schluchzen und Heulen that, sah ich, wie der Fremde sich verstohlen ebenfalls eine Thräne aus dem Auge wischte.

„Er ist nicht blos ein höflicher Mann,“ sagte ich zu mir selbst, „er ist auch ein fühlender Mensch!“ Und da er ebenfalls von Pedro Abschied nahm, und den gleichen Weg, wie ich, zu verfolgen schien, so fragte ich ihn, indem ich eine herablassende und leutselige Miene annahm, ob er nicht jetzt neben mir reiten wollte, damit wir durch Gespräch uns den Weg kürzen könnten.

Der Fremde nahm, nach längerer respectvoller Weigerung, diese Ehre an, und ich hatte bald erfahren, daß er Juan Astutos heiße, und in einem, etwa noch vier Stunden weit entfernten Fischerdorfe an der Küste wohne.

Ich meiner Seits erzählte ihm, daß ich in Geschäften nach Copiapo reise.

„Die Schurken in Copiapo!“ rief Juan aus, indem er die Faust ballte.

„„Warum denn,““ sagte ich neugierig, „„Schurken?““

„Verzeiht, Don Frederico,“ erwiderte der Fremde, indem eine edle Röthe in seinen Wangen aufstieg, „verzeiht, wenn ich vielleicht einen Verstoß begangen, und gegen Eure politische Meinung mich verfehlt habe; aber — diese Bursche in Copiapo waren mit von den Ersten, welche von unserer, von unserer spanischen Parthei abfielen.“

Er sprach die Worte „unsere spanische Parthei“ mit unverhohlener Begeisterung aus.

Man muß wissen, daß zu jener Zeit die Revolution kaum einige Jahre beendet war, und daß, führte man auch nicht mehr Krieg, der gegenseitige Partheigroll, natürlicher Weise, dennoch fortbestand. Da mein Vater, und eben so ich, früher auf Seite der Spanier waren, und selbst jetzt, vielleicht stets noch im Innersten unseres Herzens, auf einen Umschlag der Verhältnisse, auf eine Reaction, wie man in Europa sagt, hofften, so erfreute mich die Gesinnung des wackern Juan ungemein, und ich sagte ihm dies unverhohlen.

Er war entzückt über meine Lobsprüche, und erwiderte, daß die jungen Leute seines Dorfes, mit einem Führer wie ich, mit einem tapfern, und ohne Zweifel friegskundigen jungen Caballero, die zehnfache Anzahl Patrioten besiegt und getödtet haben würde.

Wir waren einige Zeit, unter solchen und allerlei anderen Gesprächen, neben einander geritten, als Juan plötzlich, nachdem er einige Male auf mein Pferd geblickt, mit bedenklicher Miene sagte:

„Ihr wollt heute noch nach Erica?“

„Ja,“ erwiderte ich.

„Es wird hart gehen.“

„Warum?“

„Es sind noch drei Stunden nach Erica, und Euer Pferd lahmt!“

Mein Pferd war ein ausgezeichnetes Thier, und ich hatte bis jetzt nicht das Mindeste bemerkt, daß es lahme; aber ich glaubte jetzt, aufmerksam gemacht, in der That zu fühlen, daß dasselbe den linken Hinterfuß ein wenig schone. In ganz kurzer Zeit fand ich aber, daß dies wirklich und unlängbar der Fall sei.

Jetzt stieg Juan ab, und untersuchte den Huf des Pferdes.

„Man bemerkt Nichts,“ sagte er, „aber reitet einmal ein wenig voran.“

Das Pferd lahnte immer stärker.

Juan schüttelte den Kopf:

„Das ist eine schlimme Geschichte! Das Thier trägt Euch keine halbe Stunde mehr. Es ist eine Unmöglichkeit, auf diese Art Erica zu erreichen.“

Hierauf trat er an mich heran, und sagte, indem er den Hut abnahm:

„Ich wage es nur schüchtern, Euch, Don Frederico, um eine hohe Gunst zu bitten! Steigt ab, und bedient Euch meines Pferdes, während ich das Curige führe; und dann — erzeigt mir die Ehre, und begleitet mich nach Picaracasa, um für diese Nacht in meinem geringen Hause zu gehieten.“

In Erica sollte ich bei einem alten Geistlichen übernachten, welcher mir als sehr fromm, aber auch als sehr geizig und mürrisch geschildert worden war.

In Picaracasa hingegen, so hieß der Wohnort des gastfreien Juan, schien es lustiger zuzugehen. Juan selbst hielt eine kleine Schenke, wie er mir bereits vorher erzählte, und da er auch junger Leute erwähnt hatte, welche, unter meiner Führung, die Patrioten geschlagen haben wür-

den, so durste ich sogar hoffen, eine einigermaßen erträgliche Gesellschaft zu treffen.

Zu diesen zwei Annehmlichkeits-Gründen kam endlich noch der dritte Grund, nämlich die absolute Unmöglichkeit, auf meinem Pferde die Reise fortzusetzen.

Ich nahm daher das Anerbieten meines Begleiters an, welcher mir so unterwürfig dankte, wie nur immer ein armer Teufel einem reichen und vornehmen Herrn für ein ansehnliches Geschenk danken würde, und dann bestieg ich den Klepper des würdigen Juan, während er selbst, mein Pferd führend, mich zu Fuße begleitete.

Wir schlugen bald die Richtung nach der Küste zu ein, kamen durch Wald und Buschwerk, und zogen endlich in einer tiefen, und auf der Sohle mit Steingerölle bedeckten Schlucht dahin, welche immer abschüssiger und steiler abfiel.

Trotz des schlimmen Weges suchte indessen Juan fortwährend den Weg durch Gespräche zu kürzen, und endlich sagte er:

„Es freut mich, Euer Gnaden, als Anhänger der Spanier, in eine Ortschaft führen zu können, wo noch der alte gute Geist unserer Väter herrscht, und welche selbst im Außern an die Wohnsitze derselben erinnert.“

Bei diesen Worten hielt er an, und sagte, indem er feierlich mit der Hand auf einige, von Holz erbaute, kleine Häuser zeigte:

„Hier ist Picaracasa, welches für heute die Ehre haben wird, Euch zu beherbergen!“

Eine rasche Biegung des Weges hatte uns wirklich in den Stand gesetzt, plötzlich diese Wohnstätte altspanischer Gebräuche erblicken zu können, und ich mußte gestehen, daß, was denselben abging an Pracht der Gebäude, reichlich ersetzt wurde durch die wirklich romantische Lage.

Die Schlucht hatte uns in ein Thal geführt, welches, umschlossen von hohen, fast steil abfallenden Felswänden, sich auf der einen Seite, gegen die See hin, öffnete, und einen reizenden Blick auf das Meer gestattete.

Die acht oder zehn, von dunklem Holz gebauten Hütten, oder wenn man lieber will Häuser, lagen in Mitte dieses Thales, und, an einer Seite desselben, war ein Kranz von ziemlich starken Bäumen, welche zum Theil das Dorf einschlossen, den düstern Eindruck der hohen und dunklen Felsen ringsum milderten, und das ganze Thal auf eine erfreuliche Weise belebten.

„Picaracasa hat eine prächtige Lage,“ sagte ich. Juan verbeugte sich schweigend, und nach eini-

gen Minuten machten wir vor seinem Hause Halt, auf dessen Schwelle er mich zuerst, auf eine ceremonielle Weise, begrüßte, und hierauf einzutreten ersuchte.

Das Gemach, welches wir betraten, war ziemlich groß, und enthielt einige Tische, um welche Bänke standen, so daß man sogleich bemerken konnte, daß man sich in einem Gasthause befände, oder wenigstens in einem Orte, an welchem sich häufig mehrere Menschen zu versammeln pflegten.

In einer Ecke des Gemaches befand sich eine Feuerstelle, und einige Kochgeräthschaften, welche auf derselben standen, zeigten, daß dieselbe ohne Zweifel sowohl die Function eines Ofens, als auch eines Kochherdes zu vertreten habe.

Die Wände des Gemaches endlich waren, wie die Außenseite des Hauses, von dunklem Holze, und der ganze Raum erhielt ein gewissermaßen freundliches Ansehen dadurch, daß eine dieser dunklen Wände fast einzig aus verschiebbaren Läden bestand, welche, geöffnet, denselben entzückenden Anblick der See gestatteten, welchen man außen, im Freien, genoß.

Juan hatte, nachdem wir in das also beschaffene Gemach eingetreten waren, um die Erlaubniß gebeten, sich entfernen zu dürfen, um seine

Frau von der Ehre, die seinem Hause widerfahren sei, in Kenntniß zu setzen, und bald darauf kehrte er wieder, indem er mir eine viel älter als er aussehende Frau, von nicht sehr empfehlendem Aeußern, als seine Gattin, die Sennorita Clara Astutos vorstellte.

Dann verließ er uns abermals, um auch seine Freunde von dem erfreulichen Ereignisse zu unterrichten.

Außer dem Sennor und der Sennorita Astutos hatte ich bis jetzt noch keine lebende Seele in Pícaracasa gesehen, und mit der Sennorita selbst war ebenfalls kein Gespräch anzuknüpfen, da dieselbe, mit lobenswerthem Eifer, die Anstalten zum Nachtmahle zu treffen begann.

Ich setzte mich also, Cigarren rauchend, ruhig nieder, und bat, im Geiste der geschäftigen Frau, das Urtheil ab, welches ich anfänglich über ihr Aeußeres gefällt hatte, und das zwar in dem Grade, als die, nichts Schlimmes versprechenden, Vorbereitungen raschen Fortgang zu nehmen schienen.

Als endlich, etwa nach Verlauf einer Stunde, der Hausherr wiederkehrte, war auch das Abendessen bereitet, und das zwar gut und reichlich, indem, neben der, stets die erste Rolle spielenden, Hühner-

suppe, auch verschiedene Fische, und endlich Gier-  
speisen aufgetragen wurden, welchen Dingen sowohl  
Juan als ich wacker zusprachen.

Nachdem die Mahlzeit beendet war, und dies  
zwar nicht, ohne daß während des Essens sich  
Juan in tausend Entschuldigungen ergossen hätte,  
wegen so ungenügender Bewirthung eines so vor-  
nehmen Herrn wie ich, sagte er mir, daß er, da  
ich ihm während des ganzen Tages über eine so  
leutselige Herablassung gezeigt, auf dieselbe gesün-  
digt, und seine Freunde gebeten habe, zu ihm zu  
kommen, einen Abendtrunk bei ihm einzunehmen,  
und zugleich das Glück zu haben, mich von Person  
sehen zu dürfen.

Ich erwiederte, daß es mich sehr freuen würde,  
mit so wackeren Leuten einen Abend zuzubringen,  
und bald darauf, als hätte man nur auf diese  
meine Einwilligung gewartet, traten ziemlich rasch  
hinter einander die Freunde Juan's ein.

Dieselben machten anfänglich fast den näm-  
lichen Eindruck auf mich, welchen die Sennorita  
des Hauses hervorgebracht hatte, das heißt einen  
nicht sehr günstigen.

Es waren etwa sechs bis acht ältere Männer,  
von entweder nichtsagendem Aussehen, oder mit  
finsternen, fast drohenden Blicken, welche sie aber,

wie es schien, zu mildern suchten, eben so, wie sie offenbar zum Theil bessere Kleider angelegt hatten, als sie gewöhnlich zu tragen pflegten.

Das junge Picaracasa endlich, die bereits mehrfach besprochenen „jungen Leute“, bestand aus fünf schmutzigen, aber verwegenen aussehenden Burschen, welche mich anfänglich mit eigenthümlichen und neugierigen Blicken angafften, und endlich, entfernt von den älteren, an einem besondern Tische Platz nahmen.

Alle diese Menschen wurden mir vorgestellt, und hierauf trat eine gewissermaßen, wenigstens für mich, peinliche Stille ein, denn trotz meiner Eitelkeit kam es mir dennoch vor, als spiele ich weniger die Rolle eines vornehmen Herrn, welcher sich in einer Gesellschaft geringer gestellter Leute befindet, als vielmehr jene einer Rarität, welche in irgend einer Bude zur Schau gestellt wird, denn ich saß allein an einem kleinen Tische, in der Mitte des Gemaches, und Aller Blicke waren fast unausgesetzt auf mich gerichtet.

Es sollte indessen bald Leben in die Gesellschaft gebracht werden, denn zu meiner Verwunderung erschien jetzt Juan mit einem großen Korbe voll Weinflaschen, und nachdem er mich zuerst bedient, vertheilte er die anderen auf die

Tische, welche seine Freunde eingenommen hatten. Jetzt bat ich den Hausherrn, meine Flasche an den Tisch seiner Freunde zu bringen, und nahm ohne Weiteres Platz bei den „älteren Sennores“, weil ich dieses dem Range für angemessener fand, welchen man mir eben einmal beigelegt hatte.

Der Wein, welchen uns der liebenswürdige Juan vorgesetzt hatte, war ein französischer Rothwein, was mich in Verwunderung setzte, indem diese Weine natürlich in unserm Vaterlande theuer sind, trotz dem daß sie häufig importirt werden; da der Wein aber gut war, so versäumte ich nicht ihm zuzusprechen, und die wunderbaren Verwandlungen, welche diese geistreiche Erfindung des alten Vater Noah auf das menschliche Gemüth auszuüben pflegt, blieb auch bei mir nicht aus.

Nach kurzer Zeit erschien mir diese ganze Gesellschaft unreinlicher und verdächtiger Kerle weit weniger unreinlich und verdächtig als vorher.

Dann beschloß ich, bei mir selbst, Alle frei zu halten, und die Kosten des ganzen Gelages zu tragen.

Hierauf begann ich äußerst artig zu werden, und nachdem ich den älteren Leuten, bei welchen ich Platz genommen, versichert hatte, daß dies aus dem Grunde geschehen sei, weil ein junger

Mann wie ich Vielerlei lernen könne durch den Umgang mit erfahreneren, älteren Männern, setzte ich hinzu: es würde mich aber nichts desto weniger erfreuen, auch mit den jüngeren Sennores bekannt zu werden; und hierauf stand ich auf, ging an den Tisch, an welchem jene Platz genommen, und lud sie ein, sich an den meinigen zu verfügen, indem wir jetzt auch ein wenig von Dingen reden wollten, welche uns jungen Leuten interessant wären.

Die also Angesprochenen folgten ohne Widerrede, und nur einer derselben lachte auf eine mehr unverschämte, als einfältige Weise, verstummte aber, wahrscheinlich in Folge eines ihm gegebenen Winkes, augenblicklich wieder.

Wir rückten jetzt näher an das Feuer, und ich kann wohl sagen, daß ich mich in jenem Augenblicke unendlich wohl befand.

Von jeher habe ich ein lustig flammendes Feuer unendlich gern gehabt; da wir uns aber nun eben in der Regenzeit befanden, und die Nächte bisweilen, wenn nicht gerade kalt, doch wenigstens kühl waren, so war, neben dem freundlichen Anblicke der lodernden Flamme, auch noch die von derselben ausstrahlende Wärme äußerst behaglich.

Dabei waren die vorhin erwähnten Fenster-

läden geöffnet, und indem dadurch einerseits die Luft rein gehalten wurde, hatte man zugleich einen herrlichen Blick in die von der Mondessichel schwach beleuchtete Gegend, auf die mit Nebeln bedeckte See, auf einen Theil der, sie scheinbar in einen Rahmen fassenden Felsen, und auf einzelne phantastische Wolkengebilde, die eilig am dunkelblauen Nachthimmel draußen vorüberflogen, und sich zu jagen schienen.

Auch Einem, der weniger Faselhans gewesen wäre, als ich es zu jener Zeit war, hätte ohne Zweifel das Alles ein Wenig gefallen.

Was mich betrifft, so wurde ich ausnehmend heiter, ja nahezu übermüthig, und schwatzte eine große Menge mehr oder weniger ungewaschenes Zeug, indem ich von Dingen plauderte, welche, wie ich vorhin erwähnte, „jungen Leuten interessant,“ das heißt von verschiedenen Kaufhändeln und Liebesgeschichten, in welchen allen ich die Heldenrolle spielte und Fabelhaftes leistete.

Alles hörte mir zu, und da der Wein vielleicht auch die edlen Bewohner von Pícaracasa in Etwas aufgeheitert hatte, so lachte häufig die ganze Gesellschaft auf eine, in der That fast allzu ungezwungene Weise, was mir aber jedesmal ausnehmend gefiel, und mich aufmunterte, noch stär-

kere Dinge, und besonders Liebesabenteuer, zu Markte zu bringen.

Es hatten sich mittlerweile auch einige Weiber, die Frauen und Töchter meiner neuen Freunde, eingefunden, sich in eine Ecke niedergekauert, und hörten dort, Cigarren rauchend, meinen Aufschneidereien zu. Da es aber, so viel ich sehen konnte, sammt und sonders intensiv häßliche Creaturen waren, nahm ich wenig oder keine Notiz von ihnen, und fuhr fort tüchtig aufzuschneiden.

Plötzlich aber erblickte ich Etwas, was mich augenblicklich verstummen ließ, indem es mich zugleich in Erstaunen und Bewunderung versetzte.

Draußen, vor der geöffneten Wand des Hauses, stand ein wunderliebliches Frauenbild, welches mich einige Augenblicke starr anblickte, dann legte die reizende Erscheinung die linke Hand auf ihren üppig schwellenden Busen, während sie mit der rechten eine leicht grüßende Bewegung gegen mich machte, und verschwand hierauf, hinter der Fensterbrüstung niedertauchend.

„Don Frederico,“ sagte ich, nämlich ich, der Nacherzähler dieser wahrhaften Geschichte, „Don Frederico! das ist gegen die Abrede. Wenn Sie einmal von „reizenden Erscheinungen“ und von

„üppig schwellenden Busen“ sprechen, so sehe ich den Punkt nicht ferne, wo — — —“

„Sennor Doctore,““ erwiderte Don Frederico, indem er mich nicht zu Ende kommen ließ, „Sie fehlen gegen die Abrede, welcher gemäß Sie mich nicht unterbrechen dürfen. Also Geduld!““ Dann fuhr er fort:

Dieses reizende Geschöpf war auf phantastische Weise in einen weißen Schleier gehüllt, der ihre üppigen weiblichen Formen dennoch keineswegs gänzlich verbarg, und obgleich ich nur ihr Brustbild erblicken konnte, so ersetzte doch meine Phantasie augenblicklich alle anderen, von der neidischen Bretterwand verdeckten Dinge.

Merkwürdiger Weise schien Niemand der Anwesenden die Erscheinung zu bemerken, und nachdem ich plötzlich verstummt war, setzten einige der Anderen die Unterhaltung fort.

Ich fragte jetzt halblaut meinen Nachbar, einen der jungen Burschen, wer das dort an dem Fenster gewesen; statt der Antwort stieß mich aber dieser geheimnißvoll mit dem Fuße, und gab mir ein Zeichen zu schweigen, nach einiger Zeit jedoch, und als wir nicht beobachtet zu sein schienen, sagte er:

„Ach, edler Don Frederico, wenn Ihr nicht

Der wäret, auf welchen wir unsere ganze Hoffnung gesetzt haben, als auf unseren Führer, bei der demnächst beginnenden Gegenrevolution, und wenn Ihr nicht, so ganz durch und durch, der liebenswürdigste Caballero der Welt wäret, müßte man Euch hassen und beneiden! Vernehmt: Diese Schöne ist die Tochter des Don Juan, unseres Wirthes, eine hochgebildete Dame, welche er mit schweren Kosten in Santjago erziehen ließ, und in welche wir Alle, aber hoffnungslos, verliebt sind. Ihr aber habt ihr Herz gewonnen von dem Augenblicke an, wo sie Euch in unser Dori, versteckt hinter ihrem Fenster, einziehen sah. Sie vertraute dies meiner Schwester an, welche auch eine sehr gebildete Dame ist." —

Dieser Nachsatz schien mir ein wenig unbescheiden, und noch mehr, nicht recht glaublich, allein der junge Mann barg, nachdem er gesprochen, den Kopf in seinen Händen, und machte krampfhafte Bewegungen, als wolle er mit Gewalt seine Thränen unterdrücken, so daß ich wenigstens an die Hestigkeit seiner Leidenschaft glauben mußte.

Ich sagte daher scheinbar kalt:

„„Ich werde morgen den beiden Damen meine Ehrfurcht bezeigen.““

Im Innern aber nahm ich mir vor, noch

einen Tag zu bleiben, und der Tochter des Don Juan ernstlich den Hof zu machen, und dies um so mehr, als nach kurzer Zeit meine neue Flamme wieder am Fenster erschien, und diesmal, indem sie ihr Köpfchen auf anmuthige Weise auf die linke Schulter legte, und beide Arme sehnsüchtig nach mir ausstreckte.

Ich neigte ebenfalls den Kopf etwas auf die Seite, zog leicht die Schultern aufwärts, als seufze ich, und warf ihr, indem ich leicht die Spizen meiner Finger küßte, einen flüchtigen Liebesgruß zu. Sie mögen sich wohl denken, daß ich zu dieser Bewegung auch die entsprechenden schmachtenden Augen machte. Zu meinem Vergnügen sah ich nun, daß meine Geliebte, denn sie war dies jetzt bereits, lächelte, eigentlich mehr lachte, und abermals rasch, sich niederduckend, verschwand.

Mein Nachbar, welcher dies wohl beobachtet haben mochte, flüsterte mir zu: „Sie heißt Carolina, aber seid vorsichtig, der Vater hütet sie wie seinen Augapfel.“

Ich drückte ihm, als Zeichen der Dankbarkeit, schweigend die Hand, da ich aber beschlossen hatte, des nächsten Morgens, wo möglich noch eher, den Liebhaber der Tochter zu machen, so wollte

ich heute dem Vater etwas Artiges sagen, und rief ihm daher zu, indem ich mein Glas hob:

„Don Juan, ich habe nie in meinem Leben bessern französischen Wein getrunken, als unter Eurem gastlichen Dache, wo, Teufel! habt Ihr das herrliche Getränk her?“

Nachdem ich diese Worte gesprochen, entstand plötzlich eine Todtenstille, als habe man entweder diese Frage erwartet, oder als hätte ich Worte von der größten Wichtigkeit gesprochen. Dann aber stand Don Juan auf und sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme Folgendes:

„Edler Don Frederico, da Ihr ein ächter alter Spanier seid, so wie wir, da Ihr uns die Ehre erzeigt, unser Gast zu sein, und da Ihr unser General werden sollt, wenn wir das Joch der Patrioten abschütteln werden, da dies Alles der Fall ist, so müßt Ihr auch Alles wissen!

„Wir haben Alles verloren, diese Revolution hat uns Alles geraubt — Alles — Alles.“

Bei diesen Worten barg Don Juan, übermannt von seinen Gefühlen, eben so wie vorher mein Nachbar, das Gesicht in seine Hände, und schien zu schluchzen.

Dann fuhr er fort:

„Sollten wir dem Hungertode anheim fallen,

sollten unsere Weiber, unsere Kinder vergeblich Brod von uns verlangen? Nein! Wir waren Männer, und beschloffen als Männer zu handeln. Wir legten ein Gelübde ab, ein theures, heiliges Gelübde. Zuerst legten wir all unser baares Geld nieder in die Hände der frommen Väter des Klosters San Antonio zu Santiago.“

Bei diesen Worten Juan's brach plötzlich einer der Anwesenden, ein alter Mann mit grauem Barte, in ein unmäßiges Gelächter aus, als ihn aber der Redner mit einem strafenden Blicke ansah, beruhigte er sich wieder, indem er jedoch, stets noch leise lächelnd, das Haupt wiegte.

Juan begann abermals:

„Hierauf zogen wir Alle in diesen verborgenen Winkel, und erfüllten unser Gelübde, diesen Patrioten den möglichsten Schaden zu thun, indem wir von fremden Schiffen, ohne Zoll, Waaren an's Land schaffen, für bekannte Freunde und Kaufleute, für uns aber und unsere Brüder, Waffen und Munition, für den bevorstehenden Krieg.

„Die Welt nennt uns Schmuggler, ich sage es ohne Erröthen, wir nennen uns treue Diener Seiner Majestät des Königs, unsers allergnädigsten Herrn!

„Dieser Wein, von welchem ich ein Glas auf Eure Gesundheit leere, edler Don Frederico, ist auf diese Weise erworben!“

„„Bei Gott,““ rief ich aus, „„das gefällt mir! Ich gäbe Etwas darum, einmal mit diesen Zollwächtern in's Handgemenge zu kommen!““

„Das sei ferne von uns,“ ermiederte Juan, „Euer kostbares Leben auf solche Weise auf's Spiel zu setzen, aber wenn es Euch Vergnügen gewährt, die Stellen zu besichtigen, an welchen wir gewöhnlich die Waaren an's Land schaffen, so wäre jetzt eine treffliche Gelegenheit, denn heute ist weder ein fremdes Schiff, noch ein Zollboot in der Nähe.“

„„Ausgezeichnet,““ rief ich, „„ich bin sogleich bereit.““

Soll ich die Wahrheit gestehen, so hoffte ich einerseits, wenn das Gelage aufgehoben sein würde, vielleicht Gelegenheit zu finden, mit Carolina zusammen zu treffen, andererseits schien es mir außerordentlich romantisch, mit diesen altspanischgesinnten Schmugglern im Mondschein an der Küste zu kreuzen. Was konnte ich später da erzählen!

Als wir das Haus verlassen hatten, denn Alle brachen sogleich auf, als ich meine Bereitwilligkeit

ausgesprochen hatte, mit von der Parthie zu sein, trennten sich die Uebrigen von uns, indem sie uns gute Nacht sagten, Juan aber, sechs andere Männer, und ich, gingen auf die steile Felswand zu, welche die Küste bildete, und stiegen dort auf natürlichen Stufen, welchen man theilweise durch die Kunst nachgeholfen hatte, abwärts zum Strande.

Ehe wir noch an die Wand gelangt waren, blickte ich, wie zufällig einmal rückwärts nach Juan's Hause, und, richtig, wie ich erwartet hatte, die schöne Carolina winkte mir mit einem Tuche aus einem Fenster des Daches. „Guter Juan,“ sagte ich zu mir selbst, „ich kann nicht helfen, aber morgen muß ich nothwendig Beobachtungen anstellen über den Grad der Bildung, welchen diese süße Carolina in Santjago erworben hat.“

Am Strande fanden wir ein Boot mit Rudern, welches wir sogleich bestiegen, und nachdem die sechs Männer die Ruder ergriffen, Juan sich an das Steuer gesetzt, und ich, als der Capitano, wie Juan sagte, in der Mitte des Boots Platz genommen, ging es rasch fort, hinaus in die See.

Als wir etwa zehn Bootslängen vom Lande waren, sagte Juan:

„Sind Waffen im Boote?“

„„Die Büchse, sonst keine,““ antwortete einer der Männer.

Juan öffnete ein Behälter in der Nähe des Steuers, und zog ein kurzes Gewehr hervor.

„Ist es geladen?“

„„Scharf!““ war die Antwort.

„Wir haben die Gewohnheit,“ sagte Juan, „in jedem unserer Boote, zu allen Zeiten, auch wenn wir auf's Fischen gehen, eine ähnliche kurze Flinte zu führen. Vorsicht schadet nie. Da Ihr aber unser Capitano seid, so nehmt jetzt diese einzige Waffe.“

Er legte bei diesem Worte das Gewehr lächelnd auf meinen Schoos.

Dann ging's weiter hinaus in die See, und ich bewunderte die Gewandtheit, mit welcher Juan steuerte, noch mehr aber den geräuschlosen und kaum hörbaren Ruderschlag unserer sechs Freunde, welcher das Boot dennoch ziemlich rasch vorwärts brachte.

Es war eine schöne Nacht, selbst für Einen, der dergleichen gewohnt ist, denn die Luft war warm zu nennen gegen jene am Lande, eine leichte Brise kräufelte die Wellen und trieb mit den Nebeln, die sich auf die See gelagert hatten, ihr phantastisches Spiel, während hoch oben, am tief

dunkelblauen Himmel, jetzt nur noch einzelne Wolken langsam dahinziehen, und die Mondsfichel, in ungetrübter Klarheit, ihr Licht herabsenden konnte.

Die Küste, welche wir so eben verlassen hatten, lag wie eine dunkle, riesenhafte Mauer hinter uns, nur unterbrochen an der Stelle, wo das Dorf lag, und dieses selbst machte sich bemerkbar durch einige ziemlich hell leuchtende Feuer.

Ich war zwar keineswegs berauscht, indessen durch den genossenen Wein doch ziemlich begeistert, und daher erschien mir alles Dies höchst romantisch und reizend. Zugleich fing ich an, mir als zukünftiger Anführer dieser biederen und tapferen Küstenbewohner, ausnehmend zu gefallen.

Leise Zweifel, welche bisweilen in mir aufstiegen, über mein Talent als Feldherr, schlug ich sogleich nieder, hingegen beschäftigte ich mich lebhaft mit dem Costüm, welches ich tragen würde, wenn ich an der Spitze meiner Leute einherzöge, und malte mir, im Geiste, einige persönliche Heldenthaten aus, welche ich, bei erster Gelegenheit, zu verrichten gesonnen war, und in Folge welcher meine Untergebenen mich anbeten würden.

Fast unwillkürlich hatte ich während dieser Gedanken eine malerische Stellung angenommen, indem ich den Arm auf mein Knie stützte, und,

nachdenkend, meinen Kopf in der Hand ruhen ließ. Dabei saß mein Hut unternehmend auf dem rechten Ohr, und mein Poncho, der die Stelle eines Mäntelchens vertreten mußte, hing in plastischen Falten um meine Schultern.

Ich kam mir jetzt vollständig wie irgend ein Kron-Prätendent vor, welcher durch seine Anhänger, nächtlicher Weile, mit der Stelle irgend einer Küste bekannt gemacht wird, an welcher er, nach einigen Tagen, unbemerkt von den Söldlingen des Usurpators, seine Truppen an's Land setzen kann.

Es war, als habe Don Juan meine Gedanken errathen, denn er wendete das Boot, und sagte, indem er wieder auf die Küste zu hielt, in einem ehrfurchtsvollen Tone:

„Ich muß Euch nun die Stellen zeigen, wo unsere Vorräthe, unsere Waffen und unsere Munition verborgen liegen.“

Wir fuhren hierauf eine Strecke ziemlich dicht an den steilen Küstenwänden hin, und endlich sagte Juan, indem er den Arm ausstreckte, und auf eine Stelle des Felsens zeigte: „hier liegen unsere Weine.“ Eine kurze Zeit darauf wiederholte er dieselbe Bewegung, und sagte: „hier liegen unsere Speisevorräthe.“

„„Aber wo denn?““ erwiderte ich, „„ich sehe ja nicht die Spur irgend eines Einganges!““

Juan lächelte, aber auf höchst respektvolle Weise.

„Es wäre schlimm,“ sagte er, „wenn man, ohne das Geheimniß zu kennen, diesen Eingang bemerken würde. Seht Ihr auch hier Nichts?“

Er gab ein Zeichen, und das Boot hielt hart am Felsen.

„„Nein,““ sagte ich, indem ich aufstand und aufmerksam die glatte Felswand betrachtete, „„ich sehe auch hier Nichts.““

„Don Frederico,“ sagte jetzt Juan, indem er ebenfalls aufstand, und sich tief vor mir verneigte, „Ihr habt unseren Erwartungen so vollkommen entsprochen, daß wir vielleicht nächstens schon unsern Plan ausführen können, hier in dieser geräumigen und äußerst trockenen Felsenhöhle liegen Ein Tausend und fünfzig Stück Gewehre — —“

Einer der Ruderer begann hier plötzlich eigenthümliche Laute von sich zu geben, und war, wie ich bemerkte, bemüht, sich selbst mit einem Ende seines Poncho den Mund zu verstopfen.

Juan blickte auf ihn hin, und sagte mitleidig:

„Der arme Antonio hat stets so heftige Husten-  
anfälle!“

Antonio begann jetzt in der That furchtbar zu husten, ich aber dachte, während wir jetzt Etwas von der Küste abhielten, über alle diese Dinge nach, und sagte zu mir selbst: „Du mußt Etwas an Dir haben, Frederico, was Du bisher selbst nicht kanntest, weil alle diese Leute Dir so unbedingt vertrauen, während sie sich im Besitze so bedeutender Hülfsmittel befinden; ich werde ihr Vertrauen nicht täuschen, werde ich aber, von Spanien aus, nicht energisch unterstützt, und geben die drüben im Mutterlande ihren guten Willen nicht auf eine mir vollkommen zusagende Weise zu erkennen, so werde ich die Zügel der Regierung unbedingt selbst in die Hände — —“

In diesem Augenblicke warf Juan seine Cigarre in die See, und stieß einen eigenthümlichen Kehllaut aus.

Sogleich hoben sich die sechs Ruder aus dem Wasser, und nach einigen Sekunden stand das Boot still, und wurde nur noch von den kleinen Wellen, welche über das Meer hin zu tanzen schienen, sanft geschaukelt.

Juan schien aufmerksam zu lauschen, und im Boote herrschte eine Todtenstille!

„Werfen Sie Ihre Cigarre weg!“ sagte er jetzt leise zu mir.

Ich folgte augenblicklich.

„Hören Sie Nichts?“

Ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, aber ich hörte Nichts, und da eben jetzt dunkle Wolken den Mond bedeckt hatten, sah auch weder ich, noch ein Anderer irgend Etwas.

„Und doch,“ sagte jetzt Juan heftig, wenn gleich mit gedämpfter Stimme, „und doch!“

Er lauschte wieder, dann stieß er plötzlich einen lauten, grauenhaften Fluch aus. „Die Douane ist hinter uns her!“ rief er dann, „vorwärts, vorwärts, mas pronto, mas pronto!“

Ich erschrak heftig.

Die Douane! Wenn wir in ihre Hände fielen, wenn ich, der Sohn eines Zollbeamten und zugleich Kaufmanns, in Gesellschaft von Schmugglern gefangen würde! In welche Verlegenheit würde ich meinen Vater auf's Neue stürzen!

Unser Boot fuhr, während dieser trostreichen Betrachtungen von meiner Seite, rasch vorwärts; nach welcher Richtung hin, war mir in jenem Augenblicke völlig gleichgültig, und da, trotz unsers leisen Ruderschlages, dennoch ein entferntes Geräusch immerhin verdeckt werden mußte, hörte ich noch immer Nichts. Auf einmal aber sah ich

einige leuchtende Punkte in der Ferne. Ich machte Juan darauf aufmerksam.

„Die Hunde rauchen,“ sagte er, „während wir unsere Cigarren wegwarfen, aber freilich sind wir die Gejagten!“

Die feurigen Punkte schienen sich jetzt rasch zu nähern, während unser Boot, für meine Ungeduld wenigstens, ungewöhnlich langsam zu gehen schien. Noch hatte ich die Hoffnung, daß wir, in Folge der Dunkelheit entkommen könnten, aber der Mond, welcher, so brauchbar und gemeinnützig er sich auch in der schönen Literatur von jeher bewiesen hat, dennoch in der Wirklichkeit häufig die besondersten Launen zeigt, warf jetzt plötzlich seinen Wolkenschleier ab, und zeigte uns ein besanntes Boot, welches vielleicht noch hundert Schritte von uns entfernt war, und direkt auf uns zu hielt.

Juan zeigte, tief seufzend, auf dasselbe.

Dann sagte er:

„Ich kenne jenes Boot. Es hat den schnellsten Gang an der ganzen Küste. Wir entkommen ihm nicht!“

Das feindliche Boot kam näher.

Juan saß, dumpf brütend, vor mir, dann sagte er, plötzlich aufbrausend:

„Die Schurken, sie sollen uns nicht lebendig haben! Ich werde die Klappe öffnen.“

„„Was für eine Klappe?““ sagte ich, nichts Gutes ahnend.

„Hier,“ er griff neben sich an die Wand des Bootes, „wenn ich drücke, sinken wir spurlos in die Tiefe!“

„„Ich verbiete Ihnen zu drücken,““ rief ich rasch, in einem etwas weinerlichen Tone, in welchen ich vergebens etwas Befehlendes einzumengen suchte, „„ich will nicht spurlos in die Tiefe sinken!““

Antonio's Husten kehrte jetzt mit unendlicher Heftigkeit wieder, Juan aber sagte:

„Mein Gott! ich weiß nicht, was ich spreche. Ich vergaß, daß Sie sich in dem Boote befinden! Mein Gott, mein Gott! warum habe ich Sie zu dieser unglücklichen Fahrt beredet? Tödten Sie mich!“

Er zeigte mir seine entblößte Brust.

Ich gab durch Schütteln des Hauptes meine Abneigung zu erkennen, ihn zu tödten, denn die Zunge klebte mir am Gaumen.

Das Boot war jetzt vielleicht noch achtzig Schritte von uns entfernt.

„Bücken wir uns,“ fuhr jetzt Juan fort, „sie können uns jeden Augenblick eine Salve geben!“

Sie gaben keine Salve, aber sie kamen näher und näher.

Ich hatte mich gebückt, so viel wie möglich, und Juan flüsterte mir jetzt zu: „Unsere Leute rudern schlecht, sprechen Sie einige Worte der Ermuthigung zu ihnen.“

„Vorwärts, Kinder, rudert —“ ich brachte, trotz meiner Stellung als Prätentend, Nichts mehr aus der Kehle, und dennoch fühle ich noch heute, ungeachtet des jenesmaligen Schreckens, daß diese drei Worte die Abgeschmacktheit einer langen Rede aufwogen. „Kinder!“ Diese alten Schurken! und ich, der ich gekrümmt, und die Salve fürchtend dort saß — ich ärgere mich noch heute!

Als das Boot uns etwa fünfzig Schritte nahe gekommen, rief eine raube Stimme aus demselben:

„Holla, Boot! beigelegt!“ und als wir natürlich dem Rufe nicht Folge leisteten, wurde er wiederholt.

Wir konnten jetzt auch die Bemannung des Bootes erkennen, welche etwa aus zwölf bis fünfzehn Menschen bestehen mochte. Uniformen unterschied ich keine, hingegen sahen wir Waffen im Mondschein blitzen.

Juan, welcher eine Zeit hindurch geschwiegen hatte, sprach jetzt in einem gewissermaßen feierlichen Tone, welchen er bisher nicht eingehalten hatte:

„Don Frederico! es giebt ein Mittel, ein einziges, wodurch Ihr Euch und somit uns Allen das Leben retten könnt. Ich sage uns Allen, denn wir sind Euch so sehr ergeben, haben so sicher unsere ganze Hoffnung auf Euch gesetzt, daß wir ohne Euch nicht leben wollen. Nehmt dieses Feuerrohr, erhebt Euch, zielt in die Mitte jenes Bootes, und gebt Feuer. Ohne Zweifel wollen sie uns lebendig fangen, und ich hoffe, daß dieser Schuß, plötzlich mitten unter sie abgefeuert, sie dergestalt in Verwirrung setzen wird, daß es uns vielleicht gelingen kann, die Küste zu erreichen.“

„„Aber was kann ein einziger Schuß gegen so viele Menschen ausrichten,““ sagte ich zweifelnd.

„Nehmt das Feuerrohr und thut, wie ich Euch sagte!“ versetzte Juan noch feierlicher als vorher.

„„Lieber Juan,““ erwiderte ich, so verbindlich es mir möglich war, „„ohne Zweifel seid Ihr ein besserer Schütze, als ich, Ihr würdet mich in diesem Falle unendlich verbinden, wenn Ihr den Schuß thun wolltet.““

„Da sei Gott vor,“ sagte Juan ehrfurchtsvoll, „daß ich den Ehrenschuß, in Gegenwart einer Person höheren Ranges, thun sollte.“

Neben dem, daß ich Furcht empfand, und wegen der Folgen dieses Abenteuers in großer Besorgniß war, begann ich auch noch jetzt mich zu ärgern. Warum sollte gerade ich den Schuß thun? Es schien mir lächerlich von diesen Leuten, mich auf solche Art verehren zu wollen; auch überlegte ich, daß, wenn unser Boot dennoch genommen werden sollte, doppelte Unannehmlichkeiten aus dieser Gegenwehr für mich entspringen würden.

In Folge dieser Betrachtungen sagte ich, mit so viel Ruhe, als es mir möglich war, zu Juan:

„„Macht, was Ihr wollt, ich werde nicht schießen!““

„So sei Gott uns Allen gnädig,“ sprach Juan mit dumpfer Stimme.

Er senkte bei diesen Worten langsam die linke Hand, und ich hörte sogleich an der Wand des Bootes einen eigenthümlichen fragenden Ton.

„„Halt!““ schrie ich, „„was giebt's da? was machen Sie?““

„Ich öffne die Klappe,“ versetzte er so kalt-

blütig, als habe er gesagt: ich mache mir eine Cigarre, oder: ich suche mein Feuerzeug.

„„Lassen Sie zu,““ rief ich, „„um Gotteswillen, ich will schießen!““

„Aber sogleich,“ sagte Juan, welcher immer noch die Hand an der Bootswand hatte, „sogleich, sonst wird es zu spät.“

Das feindliche Boot war von uns noch vielleicht dreißig Schritte entfernt.

Ich stand auf, nahm die Büchse, zielte einfältiger Weise wirklich, nach der Vorschrift Juan's, in die Mitte des mit Menschen angefüllten Bootes, und gab Feuer.

Das verwünschte „Feuerrohr“ war dermaßen unsinnig geladen, und ich erhielt einen solchen heftigen Stoß, daß ich unzweifelhaft rücklings in das Boot oder über Bord gestürzt wäre, hätte mich Juan nicht in seinen Armen aufgefangen.

Aber ich hatte keine Zeit, über diese unverständige Art zu laden Betrachtungen anzustellen, oder mich zu beklagen, denn die Verwunderung über das, was sich jetzt begab, nahm alle meine Sinne vollständig und allein in Anspruch.

In dem feindlichen Boote nämlich, auf welches ich geschossen hatte, begann in dem Augenblicke, in welchem der Schuß gefallen war, ein so

furchtbarer Lärmen, ein so gräßliches und betäubendes Geschrei, ein solches Wehklagen und Zetern, als sei von fühllosen Tyrannenknechten eine Kartätschenladung abgeseuert worden auf einige Hunderte von wehrlosen Wittwen und Waisen, von harmlosen Spaziergängern und altersschwachen Greisen.

Es kam mir zugleich vor, als mische sich in diesen Höllenlärmen das Geschrei von verliebten Katern und bellenden Hunden, und deutlich hörte ich, Alles übertäubend, den gellenden Ruf eines Hahnes.

Aber mitten unter diesem ohrenzerreißenden Spektakel wendete sich dennoch, wie es Juan berechnet hatte, das Boot der Douane, hielt augenblicklich von uns ab, und verschwand bald im Nebel, während indessen das entsetzliche Jammergeschrei noch lange gehört wurde, nachdem das Boot bereits vollständig außer Sicht war.

Obgleich diese furchtbare Verwirrung, so wie diese herzerschütternden Klagen eines Haufens, von vielleicht fünfzehn wehrhaften Männern, einzig und allein durch einen Flintenschuß hervorgerufen, mir außerordentlich sonderbar vorkamen, so war es mir doch beinahe noch auffallender, daß trotz dieses allgemeinen Jammers die ganze, offenbar so tief ergriffene Bootsmannschaft unverdrossen Tabak

rauchte; denn sowohl während unserer Verfolgung, als auch später auf der Flucht des Bootes, glich dasselbe einem Haufen Glühwürmer. Keine Cigarre war während all' dieser heftigen Gemüthsbewegungen erloschen.

Noch mehr gegründete Ursache zur Verwunderung hatte ich, als ich jetzt meine Aufmerksamkeit auf die Leute unseres eigenen Bootes richtete.

Die sechs rudernden Männer hatten nämlich ihre Ruder aus dem Wasser, gezogen und lachten so unaufhörlich, daß sie dem Ersticken nahe schienen.

Es lag in diesem Lachen ein gewisses Etwas, welches mich ärgerte, ohne daß ich mir genau den Grund hiervon anzugeben wußte.

Ich sagte daher in einem etwas gereizten Tone:  
„Warum, Sennores, seid Ihr denn so ausnehmend heiter?“

„„Ich lache,““ sagte einer von ihnen, „„über das entsetzliche Geschrei, was die da drüben im Boote aufschlugen!““

Ein anderer erwiederte:

„„Ich lache vor Vergnügen, weil wir einer so furchtbaren Gefahr entgangen sind!““

Da das Gelächter Aller nach diesen Aufklärungen sich noch verstärkte, wendete ich mich ärgerlich ab, und erblickte Juan, dessen Wangen be-

neht waren, und der, wie es schien, bemüht war, seine Thränen und sein Schluchzen zu verbergen.

„Und Ihr, Juan,“ rief ich ganz verwundert, „Ihr weint?“

Juan zog ein Taschentuch hervor, einen Luxusgegenstand, welchen ich während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft noch nicht bei ihm bemerkt hatte, und sagte, indem er seine Wangen trocknete:

„„Ich weine, weil ich befürchte, daß ein großes, ein entsetzliches Unglück geschehen ist.““

„Was für ein Unglück soll denn geschehen sein?“ erwiderte ich ganz verwundert.

„„Ein großes Unglück, ein außerordentliches Unglück, ein Unglück, welches uns nur zu wahrscheinlich Alle in's Verderben stürzen wird.““

Mittlerweile war das Boot gewendet worden, und die Ruderer brachten uns langsam der Küste näher, ohne indessen ihrer Munterkeit im mindesten einen Zügel anzulegen, trotzdem daß Juan auf's Neue in Thränen zu zerfließen schien.

Ich wiederholte meine Frage, welches Unglück er befürchte.

„„Sie fragen noch,““ sagte er schwermüthig, „„welches Unglück sich ereignet haben könne? Was kann geschehen, wenn man eine Flinte mitten in einen Haufen unserer Mitmenschen ab-

feuert? Ein Mord kann geschehen, ein entsetzlicher, grausamer Mord!““

„Zum Teufel,“ erwiederte ich, in hohem Grade ärgerlich, „wer forderte mich denn fast mit Gewalt zu jenem Schusse auf, als Sie. Sie wollten ja die Klappe öffnen, wenn ich nicht schießen würde.“

Juan rang die Hände.

„„Es ist nicht edel von Ihnen, Don Frederico, mich an Das zu erinnern,““ sagte er mit tiefem Schmerze, „„Sie waren der Commandirende im Boote. Oh! warum mußten Sie meinem leichtsinnigen Vorschlage Gehör geben. Mein Gott! wenn mich meine Ahnung nicht täuschte, wenn ein, wenn mehrere Menschenleben verloren gegangen wären, es wäre zu gräßlich!““

„Aber ich denke denn doch, daß man, wenn man im Kampfe begriffen ist, —“

„„Haben jene Leute auf uns gefeuert?““ unterbrach mich Juan. „„Haben sie uns Anlaß gegeben, mit ihnen auf eine so unmenschliche Art zu verfahren? Oh, Don Frederico, Sie haben ein hartes, grausames Herz, wenn Sie mit solcher Gefühllosigkeit Ihre Mitbrüder tödten können.““

Unter solchen angenehmen Gesprächen erreichten wir die Küste, und ich war herzlich froh, als

mein Fuß wieder festen Boden betrat, weil mi einestheils Juan's Gespräche keineswegs gefielen, und weil ich, einmal auf dem Lande, wenig mehr Bange vor den Zollwächtern hatte, im Falle auch der verwünschte Schuß Folgen gehabt haben sollte. Ich nahm mir vor, am folgenden Morgen, so geräuschlos als möglich, von Picaracasa Abschied zu nehmen, und meine Stelle als Anführer der jungen Leute dieses romantischen Felsenthales so geschwind wieder aufzugeben, als ich unverhofft zu derselben gekommen war.

An meine eben so unerwartet gemachte Eroberung, an die in Lima herangebildete Carolina, hatte ich bisher nicht einen einzigen Augenblick mehr gedacht. Aber ihr Vater erinnerte mich jetzt selbst an dieselbe, denn als wir Beide schweigend seinem Hause zugingen, seufzte er plötzlich tief auf, und sagte halblaut zu sich selbst:

„Oh Du mein armes Kind, arme, arme Carolina!“

Da die anderen Männer, so bald wir an's Land gestiegen waren, sich von uns getrennt hatten, betraten wir allein das Haus Juan's, und auch dort erschien Alles wie ausgestorben.

Ich machte den Versuch, von Carolina zu sprechen, indem ich sagte:

„Eure Damen haben sich, wie es scheint, bereits zur Ruhe begeben?“

„„Ja,““ erwiderte er in einem sehr bestimmten Tone, „„meine Frau schlummert bereits, wir wollen sie nicht wecken, die arme Seele wird morgen zeitig genug das Unglück erfahren.““

Ich erwiderte Nichts hierauf, und nachdem wir eine Zeit lang uns schweigend gegenüber gesessen hatten, ersuchte ich ihm, mir mein Schlafgemach zu zeigen. Das kleine Zimmer, in welches mich nun Juan führte, war keineswegs unbehaglich, und eben so auch das für mich bereitete Lager. Ich kleidete mich daher alsbald aus, und ließ, ehe ich einschlummerte, noch einmal die Ereignisse des vergangenen Tages an mir vorüberziehen.

Im Grunde hatte ich mir Nichts vorzuwerfen.

Nach Pícaracasa mußte ich, da mein Pferd lahm ging.

Die Begeisterung, mit welcher man mich dort aufnahm, war allerdings stark, aber ich konnte mir nicht vorwerfen, dieselbe absichtlich hervorzurufen zu haben; was konnte ich dafür, wenn diese Leute Hoffnungen auf mich setzten! Es kamen wenig Caballeros in diesen abgelegenen Winkel

des Landes, und wohl zum Theil deshalb hatte ich ihnen so imponirt.

Die Geschichte mit den Douaniers endlich hätte freilich schief ausfallen können, im Falle sie mich gefangen hätten, aber so — Juan ist ein Mann, der Alles zu trübe sieht. Hat auch einer von ihnen eine Schlappe davon getragen, so werden sie sich dennoch hüten, morgen in's Dorf einzufallen, diese Kerle, welche gestern das Hasenpanier auf einen einzigen Schuß hin ergriffen.

Ich nahm mir vor, gelegentlich meinen Vater von der schlechten Haltung der Zollbediensteten in Kenntniß zu setzen.

Carolina endlich! Nun, wir werden ja sehen.

Ich schlich an meine Thür und öffnete dieselbe leise, indem ich sie hierauf nur anlehnte, und nicht vollkommen wieder schloß.

Nach der Art, wie das liebliche Mädchen heute die Arme nach mir ausgestreckt hatte, hielt ich einen Besuch von ihr nicht für unmöglich.

„Der alte Narr bildet sich ein, daß ich kein Wort von ihrer Existenz weiß,“ sagte ich zu mir selbst, „und am Ende eilt sie in Deine Arme, während er sich mit einfältigen Träumen wegen des eingebildeten Mordes quält!“

Unter solchen, nach allen Richtungen hin moralischen Gedanken schließ ich endlich ein.

Carolina erschien nicht während der Nacht, und nachdem ich des folgenden Tages erwacht, und mich in das, bereits oben geschilderte Gemach begeben hatte, traf ich auch dort noch Niemand.

Nach kurzer Zeit aber erschien die Sennorita Clara, die Gattin Juan's, und fuhr, als sie meiner ansichtig wurde, mit einem Ausschrei zurück.

Sie schien sich indessen sogleich wieder zu fassen, und sagte:

„Das Frühstück wird sogleich bereit sein, Sennor.“

Die Blicke, welche die gute Frau auf mich warf, während sie die Vorbereitungen zu diesem Frühstücke traf, waren ganz eigener Art, und mir merkwürdiger Weise beinahe bekannt.

Mein Vater hatte nämlich einmal die Idee, mich, nach europäischer Art, in alten Sprachen unterrichten zu lassen, und hatte zu diesem Behufe einen Geistlichen zu sich in's Haus genommen, welcher mich, und sich selbst, auf die grauenerregendste Weise quälte, indem er mir Dinge lehren wollte, welche er kaum halb verstand, und von denen ich, meinerseits, gar Nichts wissen wollte.

Waren nun einmal ganz besonders schlimme Berichte eingelaufen über diesen meinen geringen Eifer in classicis, so warf mir meine gute verstorbene Mutter ganz ähnliche Blicke zu, wie an jenem Morgen die Sennorita Clara.

Diese Blicke sagten etwa:

„Du bist ein großer, großer Verbrecher, aber dennoch, — ich bedaure Dich.“

Ich wurde beflommen, und fragte endlich nach dem Sennor Astutos.

Die Frau bemühte sich offenbar unbefangen zu erscheinen, aber es gelang ihr nicht vollkommen.

„Er ist an den Strand gegangen,“ sagte sie, aber hierauf verließ sie schnell die Stube, und ich hörte deutlich, wie sie draußen schluchzte und laute Klagen ausstieß.

Was mich betrifft, so wurde es mir einigermaßen unheimlich zu Muthe.

Kurz darauf sah ich Juan vom Strande zurückkehrend auf das Haus zu gehen. Er trat ein, und umarmte mich schweigend, aber mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers.

„Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht,“ sagte er hierauf mit fester Stimme, aber mit kummervoller Miene. „Es ist ein Menschenleben verloren gegangen, ein theures Menschenleben,

und ein noch viel größeres Unglück steht uns bevor, uns Allen, Ihnen und uns, den armen unschuldigen Bewohnern dieses friedlichen Dorfes.

Ihre Kugel hat die Brust eines Familienvaters durchbohrt, welcher acht unschuldige Waisen zurückläßt."

Gott weiß, wie ich zu der abgeschmackten Frage kam:

„Lebt denn die Frau noch?“

Juan wendete sich hastig ab, als ich diese unerwartete Frage an ihn that, und verließ das Zimmer, nach einigen Augenblicken jedoch kehrte er zurück. „Ihre Frage nach der armen, trostlosen Wittwe," sagte er, „hat mich dergestalt ergriffen, daß ich Sie mit dem lauten Ausbruche meines Schmerzes nicht verlegen wollte."

Jetzt erfolgte eine, für mich wenigstens, höchst peinliche Stille, und nach einiger Zeit fragte Juan:

„Was gedenken Sie jetzt zu thun, Don Frederico?“

„Ich gedenke Euch für das viele Vergnügen, welches Ihr mir bereitet habt, meinen Dank zu sagen, mich hierauf auf mein Pferd zu setzen, und so geschwind als möglich davon zu reiten.“

„In dem ersten Theile Ihrer Rede, theurer Sennor, liegt gewissermaßen ein Vorwurf für

mich," erwiderte Juan; „aber Gott da oben weiß am besten, wie ich es mit Ihnen meine.“

Bei diesen Worten betrachtete mein ehrlicher Wirth die Decke der Stube, mit der Zuversicht eines Frommen von Profession; hierauf blickte er mich schmerzlich lächelnd an, und fuhr fort:

„Was indessen das Davoneilen betrifft, so steht dies jetzt, leider, nicht mehr in Ihrer Gewalt!“

Er faßte mich, indem er dieses sagte, bei der Hand, und führte mich, so zierlich, als ob er eine Königin geleitete, aus der Stube und vor das Haus.

„Sehen Sie," sagte er, auf die Schlucht zeigend, welche den einzigen Eingang zu dem Plateau bildete, auf welchem das Dorf lag, da steile Felswände dasselbe fast allenthalben umgaben. „Sehen Sie hin! Was sehen Sie dort?“

Ich sah einige Gewehrläufe in der Sonne blitzen, und sagte ihm das. In demselben Augenblicke fiel in der Schlucht ein Schuß, und schreiend und heulend lief jetzt ein Bursche auf die Stelle zu, an welcher wir uns befanden, und erzählte uns, daß die Zollwächter die Schlucht besetzt hätten, und auf Jedermann Feuer geben würden, welcher sich zu nahen wage.

„Es ist so,“ sagte düster Juan; „ein Theil derselben hat jene Schlucht besetzt, ein anderer Theil kreuzt dort an unserer Küste, und zum Ueberflusse haben sie oben auf den Felsen noch Wachen ausgestellt. Ein Entkommen ist unmöglich!“

Ich gestehe, daß ich höchlich erschraf.

„„Aber wie soll ich denn fortkommen?““ fragte ich ängstlich.

„Wie? Gefesselt, in Ketten und Banden, als Mörder, und in Begleitung jener rachsüchtigen Zollwächter, werden Sie, in Zeit von einigen Stunden, nach Valparaiso abgeführt und dort vor Gericht gestellt werden. Bereits haben sie von uns Ihre Auslieferung verlangt. Was können wir thun?“

Juan senkte mit einem schmerzlichen und zugleich nachdenkenden Blicke sein Haupt, kreuzte die Arme, und schritt langsam zurück in's Haus.

Ich folgte ihm, und die Gedanken, welche mich beschäftigten, waren ebenfalls keineswegs die angenehmsten.

Vor einigen Tagen hatte ich meinem Vater durch jenen unglücklichen Wechsel schwere Kosten verursacht, und es war nahe daran, daß ein schlimmer Schein auch noch auf ihn selbst durch meinen Leichtsinm gefallen wäre.

Mein Vater hatte mir vergeben, und mich in eine andere Stadt geschickt. Er war gütig gegen seinen Sohn gewesen, trug vielleicht auch, gegen Außen hin, meine Reise zum Theil den Schein einer Verbannung an sich.

Aber dieser Sohn sollte, bereits am zweiten Tage, als Mörder wieder zurückgebracht werden, als Mörder, und als Genosse von Schmugglern und Verschwörern.

Der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und höheren Zollbeamten!

Würde nicht alle Welt meinen Vater selbst, als mit jenen Schmugglern unter einer Decke spielend, annehmen?

Was die Tödtung jenes Menschen anlangte, durfte ich mir selbst zwar nur geringe Vorwürfe machen; es war ein unglücklicher Zufall, weiter Nichts.

Die Welt aber urtheilte ohne Zweifel anders.

Ich mußte also auf irgend eine Weise durchzukommen suchen!

Als habe Juan meine Gedanken errathen, begann er jetzt, halb mit sich selbst sprechend, halb zu mir gewendet:

„Und wie soll geholfen werden? Was soll, was kann geschehen? Wohlan! wir werden die Waffen

ergreifen, und diesen Jüngling mit Gewalt durch die Reihen seiner Feinde führen!

„Wir werden uns mit gezücktem Schwerte auf sie stürzen, blutigen Racheengeln ähnlich, und den Tod nicht scheuen!

„Wir werden mit unseren Leibern einen Schild für seine Brust bilden!!

„Wir werden sterben, als edle, alte Spanier, aber er, er wird frei sein!!!

„Aber wird er auch wirklich frei werden?

„Nein, denn die Anzahl unserer Feinde ist uns zehnfach überlegen. Sie werden uns tödten, und ihn dennoch in die Gefangenschaft abführen!

„Dann werden diese blutdürstigen Krieger in unser friedliches Land eindringen, sie werden unsere Saatsfelder verwüsten, unsere Weinberge zerstören, und unsere Delbäume fällen.

„Sie werden unser Schlachtvieh mit sich hinwegführen, und unsere Lämmerheerden zerstreuen.

„Sie werden unsere goldenen und silbernen Geräthschaften rauben, und Spott treiben mit unseren religiösen Gebräuchen; dann werden sie den Feuerbrand auf unsere Dächer schleudern, unsere Kinder schlachten, und endlich werden sie unsere Frauen und Töchter entehren, und in die Sklaverei abführen.

„O meine Clara! O meine Carolina!“

Offenbar hatte die Phantasie den ehrlichen Juan zu weit geführt. Was Clara, seine Gattin, betraf, so war dieselbe unzweifelhaft sicher vor allen Nachstellungen, und würde selbst von dem allerunsittlichsten Barbaren wenigstens als unantastbar erachtet worden sein.

Mit Carolina, von welcher er hier zum ersten Male sprach, war das freilich ein ander Ding, obgleich man dieselbe bestimmt nicht in die Sklaverei abgeführt hätte, da solches in Chile nicht gebräuchlich.

Saatfelder endlich, Weinberge, Oelpflanzungen, Schlachtvieh und Lämmerheerden waren, wie der Augenschein ergab, keine vorhanden.

Eben so drangen sich mir gründliche Zweifel auf bezüglich der Gefäße von edlen Metallen, und hinsichtlich der Befürchtung wegen Beschimpfung der religiösen Gebräuche Picaracasa's frommer Bewohner empfand ich ebenfalls große Beruhigung, da fast allenthalben in der Welt Zöllner und Schmuggler, Diebe und Diebsfänger dieselbe Gottheit verehren.

Trotz dem mir eigentlich schlimm zu Muthe war, stahl sich dennoch ein leises Lächeln über meine Züge, und nachdem Juan mit vielem Pa-

thos seine Rede geendet hatte, erwähnte ich einige der oben erwähnten Zweifel.

„„Zollbedienstete,““ sagte ich schließlich, „„haben ja gar nicht das Recht und die Befugniß, all' diese Gräuelthaten zu vollführen.““

Juan schlug die Augen wieder gegen die Decke der Stube, indem er ausrief:

„O Gott! Dieser Jüngling weiß nicht, wie es im Kriege zuzugehen pflegt.“

In diesem Augenblicke erscholl auf der Schwelle des Hauses eine mehrstimmige, gellende, und ohrenzerreißende Wehklage.

Juan verließ sogleich das Zimmer, und kehrte nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß die Wittwe des Erschlagenen mit ihren Kindern sich draußen befinde, und um die Erlaubniß, den Mörder ihres Gatten zu sehen und zu verwünschen, bitte.

Die, wie man sieht, trotz ihrer schlimmen Absicht, stets noch höfliche Leidtragende folgte indessen, ohne die Erlaubniß abzuwarten, Juan auf dem Fuße, und mit ihr zugleich drangen die acht Waisen in die Stube.

Außerdem traten noch drei ältere Männer ein, welche ich bereits des Abends vorher beim

Gelage bemerkt hatte. „Sie hätten die Senno-rita vom Strande her zu mir begleitet,“ sagten sie.

Raum befand ich mich jemals in einer peinlichen Verlegenheit, als in jenem Augenblicke, gegenüber dieser, durch meinen Leichtfinn ihres Beschützers beraubten, leider so zahlreichen Familie, und andererseits bemächtigte sich meiner wieder eine außerordentliche Verwunderung, bei näherer Betrachtung dieser Familie selbst.

Die Mutter war eine schauderhafte, schmutzige und über alle Beschreibung häßliche Alte, mit verwirrttem grauem Haupt-Haar, und einzelnen langen Barthaaren um Lippe und Kinn, wie das bei alten Frauen in unserem Vaterlande, so wie in anderen wärmeren Ländern, bisweilen vorkommt.

Was die, durch mich zu Waisen gewordenen, Kinder betraf, so war das jüngste derselben bestimmt bereits vier Jahre alt, während das älteste kaum sieben zählen mochte. Hinsichtlich des Geschlechts derselben vermag ich zwar nicht mehr anzugeben, ob das schöne oder das starke überwiegend war, aber ich erinnere mich deutlich, daß sich meiner ein sprachloses Erstaunen bemächtigte, als ich dieser Familie ansichtig wurde, und daß ich mich zugleich fragte, wie es möglich sei, daß diese einzige, und noch dazu so alte Person, in anscheinend so

kurzer Zeit, alle diese Kinder empfangen und geboren haben sollte.

Juan, welcher meine Gedanken abermals errathen zu haben schien, sagte, in gewissermaßen entschuldigendem Tone:

„Die liebe Frau pflegt öfters Zwillinge zu gebären.“

„„Ich habe in der That nie etwas Aehnliches gesehen,““ erwiderte ich mit ungeheuchelter Verwunderung, wenn gleich stets noch in großer Verlegenheit.

Mittlerweile hatten die Leidtragenden gewissermaßen eine Gruppe gebildet, deren Mittelpunkt die fruchtbare Mutter bildete, während sich, zu ihrer Rechten und Linken, gleichmäßig vier ihrer Sprößlinge aufgestellt hatten.

Es schien indessen, als befinde sich die Wittwe des Getödteten in beinahe eben so großer Verlegenheit, als ich, denn ihr Auge irrte allenthalben unstät umher, und mich selbst schien sie mehr mit Neugierde zu betrachten, als mit Blicken des Hasses.

Nach einigen Augenblicken schien sie sich aber gesammelt zu haben.

Sie trat einen Schritt auf mich zu, streckte die

Hand gegen mich aus, und sagte mit eintöniger, und etwas näselnder Stimme:

„Ewiger, unvergeßlicher, theurer Mörder meines feigen Alonso, sei verflucht!“

Nach diesen Worten verbeugte sich die Frau gegen mich, und da ich von Jugend auf zur Höflichkeit angehalten wurde, so machte ich ihr, vollkommen mechanisch, eine Gegenverbeugung.

Während dieses gegenseitigen Austausches von Höflichkeiten brachen die acht Kinder des getödteten Alonso in ein furchtbares, wie mir schien, indessen aus unartikulirten Tönen bestehendes Wehklagen aus, und die drei Männer, welche Zeugen dieser merkwürdigen Begebenheit waren, gleichzeitig in ein unauslöschliches Gelächter.

Jetzt trat Juan, welcher bisher hinter meinem Rücken gestanden hatte, hervor, und sprach, offenbar in hohem Grade ärgerlich:

„Sennores! wenn Ihr Euer unzeitiges Lachen, während einer so rührenden Handlung, nicht be-  
meistern könnt, so ist es besser, Ihr verlaßt das Gemach.“

Zu mir gewendet aber fuhr er hierauf in sanftem Tone fort:

„Es ist der guten Frau nicht zu verargen, wenn die traurigen Ereignisse der letzten Stunden

sie allzu heftig aufgereggt und einigermaßen verwirrt gemacht haben, aber," sagte er jetzt leise zu mir, „ich habe einen Gedanken. Diese Frau ist das einzige Mittel unserer Rettung. Gelingt es uns, sie zu versöhnen, so werden auch die Kameraden des Getödteten sich beruhigen, sie werden abziehen, und Ihr werdet Picaracasa ungefährdet verlassen können, im Falle," fügte er verbindlich hinzu, „es Euch nicht beliebt, länger bei uns zu verweilen.“

Er wendete sich hierauf gegen die Wittwe Alonso's, und sagte:

„Dieser junge Mann ist zu jeder Sühne bereit, laßt Euch erweichen, Sennorita, vergebt ihm, und sagt, was er thun soll, um sein Verbrechen gut zu machen.“

„„Ich will ihm eine treue Gattin werden,““ sagte die trauernde Wittwe, „„und verlange sein Herzblut, wenn er diese Kinder versorgen will, aber jetzt mag ich nicht mehr,““ setzte sie hinzu, und verließ mit diesen Worten das Zimmer ohne alle weitere Umstände.

Die drei Männer folgten ihr, an der Thür so rücksichtslos lachend wie vorher, die Kinder drängten sich schreiend nach, und auch Juan verließ das Zimmer.

Ich befand mich allein, obgleich nur einige Minuten, denn bald kehrte Juan zurück

„Ihr Anblick hat die Frau so aufgeregt, daß sie kaum mehr wußte, was sie sprach,“ sagte er, „aber ich bin dennoch mit ihr in's Reine gekommen. Wenn Sie ihr Ihre Hand reichen, und der Versorger ihrer Kinder werden, so soll Alles vergessen sein.“

Ich antwortete verächtlich: „„Weder Ihr, noch die alte Bettel, welche übrigens gar nicht die Frau des Getödteten zu sein scheint, kann das im Ernste verlangen.““

„Dann müssen Sie zahlen,“ versetzte Juan frech.

„„Es soll mir auf ein paar Unzen nicht ankommen, was verlangt man.““

„Zehntausend Thaler!“

„„Unverschämt,““ rief ich empört, aber Juan, der wieder höflich geworden war, sagte:

„Freilich, freilich! aber sie sagte, ein Menschenleben könne eigentlich gar nicht mit Gold aufgewogen werden.“

„„Sprecht ernstlich, was soll ich zahlen.““

„Sie haben tausend Thaler bei sich,“ sagte Juan nachdenklich, „aber ich glaube mit dieser geringen Summe kaum Ihre Freiheit erlangen zu können.“

„„Wer sagt Euch denn,““ rief ich erschrocken,  
 „„daß ich tausend Thaler bei mir trage?““

„Pedro, lieber Don Frederico! sagte mir das,  
 Ihr treuer Pedro, als ich das Glück hatte, in  
 seiner Gesellschaft Ihnen folgen zu dürfen.“

„„Es ist Alles, was ich besitze,““ rief ich klagend aus, „„ich soll, weiß Gott wie lange Zeit, mit dieser Summe in Copiapo auskommen!““

„Ach, ich fürchte,“ erwiderte Juan, „Ihr nächster Weg wird nach Valparaiso zurückführen, denn, sehen Sie dorthin, die Zollwächter haben jetzt das letzte Zeichen aufgesteckt, ihre Geduld ist zu Ende.“

Ich sah in der That am Küstensen eine Art Flagge aufgerichtet.

„„Was bedeutet das,““ fragte ich.

„Es bedeutet, daß sie in zehn Minuten hier sein, und Sie, mit bewaffneter Hand, aus unserer Mitte mit sich hinwegführen werden.“

„„Es ist schändlich,““ rief ich aus, „„ich werde beraubt!““

Juan schien dies zu überhören, er schwieg einige Sekunden, dann sagte er:

„Wenn ich ein so reicher junger Caballero wäre, würde ich keinen Augenblick anstehen, mit solch' einer geringen Summe meinem Vater so

große Schande zu ersparen, und mir — mir selbst vielleicht das Leben zu retten.“

In diesem Augenblick erschien, einer Geistererscheinung ähnlich, Carolina auf dem Gange vor der geöffneten Thür. Sie war, wie gestern, vollständig in einen weißen Schleier gehüllt, welcher fast die Hälfte ihrer reizenden Züge verhüllte, aber dessen ungeachtet ihre üppigen Formen durchblicken ließ.

Da ihr Vater der Thür den Rücken zukehrte, konnte er sie nicht bemerken, dennoch aber schien sie Eile zu haben, und zu fürchten, entdeckt zu werden. Sie machte rasch, aber deutlich, mit der Linken die Bewegung des Geldzählens, und nickte eben so deutlich mit dem Kopfe, dann faltete sie die Hände, und hob sie flehend zu mir auf, hierauf verschwand sie.

Das liebe Kind! Wie nahm sie an der Gefahr, in welcher ich schwebte, Antheil, während ich in der letzten Zeit sie gänzlich vergessen hatte!

Ich war gerührt, und beschloß ihr zu folgen.

„„Werde ich sogleich abreisen können, wenn ich jener Frau die tausend Thaler aushändige,““ fragte ich Juan.

„Ich habe alle Hoffnung.“

„„So nehmt,““ ich zog meinen Schatz aus der Brusttasche, und reichte ihn Juan.

Dieser nahm den Beutel kaltblütig, zählte vor meinen Augen die Goldstücke, welche ich selbst noch nicht mit den Fingern berührt hatte, und dann entfernte er sich.

Ich hoffte jetzt wenigstens einen flüchtigen Kuß auf die Lippen Carolina's drücken zu dürfen, aber sie erschien nicht wieder, nach kurzer Zeit kehrte indessen statt ihrer Juan zurück.

„Es ist Alles nach Wunsch gegangen,“ sagte er vergnügt, „und rascher als ich dachte, die Luft ist jetzt rein, aber ich rathe Ihnen, so bald als möglich abzureisen, denn — wer weiß —“

„„Ich bin sogleich bereit,““ erwiderte ich, „„obgleich ich ohne Zweifel Betteln muß, um nach Copiapo zu kommen, denn ich habe keinen Realen mehr in der Tasche.““

Juan sah mich einige Augenblicke mit mißbilligender Miene an, dann sagte er:

„Don Frederico! unter uns alten Spaniern sollte dergleichen nicht vorkommen! Sie befinden sich zufällig in einer augenblicklichen Geldverlegenheit, und setzen mich erst jetzt hiervon in Kenntniß! Nehmen Sie, meine Börse steht ganz zu Ihren Diensten.“

Er überreichte mir bei diesen Worten einen kleinen schmutzigen Lederbeutel, welcher etwa vier bis fünf Thaler enthalten mochte.

Ich war gezwungen, sein Anerbieten anzunehmen, und sagte, indem ich mit saurerer Miene die wenigen Silberstücke in die Tasche schob:

„„Ich werde bei erster Gelegenheit meine Schuld zu tilgen suchen.““

„Caballero,“ erwiderte Juan, „ich bin Ihr großer Schuldner, da Sie mir gestatten, Ihnen diese Summe anbieten zu dürfen.“

Wir gingen hierauf vor die Thür, wo ich Sennorita Clara fand, welche, ohne des Geschehenen zu erwähnen, mit vielen Ceremonien Abschied von mir nahm.

Dann brachte ein Bursche das Pferd Juan's, welches bereits mein Felleisen und meine Satteltasche trug.

Ich blickte voll Erstaunen bald auf Juan, bald auf die Mähre, welche keine halbe Unze werth war, aber dieser verneigte sich höflich, und sprach in verbindlichem Tone:

„Edler Don Frederico! Sie haben mir in der kurzen Zeit unseres Zusammenlebens so viele Beweise Ihrer Zuneigung gegeben, daß ich auch noch um diesen bitten muß: Nehmen Sie dieses

Kopf als Geschenk von mir, Ihrem unterthänigen Diener, an."

„„Aber wo ist denn mein Pferd?““ sagte ich verblüfft.

„Lahm!“ erwiederte Juan. Er öffnete hierauf den Schuppen, in welchem ich wirklich mein armes Pferd auf drei Beinen stehen sah. Es drehte traurig den Kopf nach mir um, aber ich mußte es zurücklassen, denn bei der geringsten Berührung des franken Fußes zuckte es schmerzhaft zusammen.

Juan gab mir bis an die Schlucht, welche nicht mehr von den Zollwächtern besetzt war, das Geleit, und dort angekommen, nahm er den Hut ab, verbeugte sich tief und sagte in ehrfurchtsvollem Tone:

„Ich bin überzeugt, edler Don Frederico, daß Ihr unser armes Thal in freundlichem Andenken behaltet, und uns wieder die Ehre Eures Besuches schenkt, wenn Euch der Weg einmal in der Nähe vorüberführen sollte.“

Mit diesen Worten zog sich der würdige Juan zurück, und ich ritt, so rasch es der steinige Weg erlaubte, die Schlucht hinan. Mit welchen Empfindungen, können Sie sich denken.

Es war noch nicht ganz ein Tag verflossen,

als ich dieselbe Schlucht hinabritt, mit der Aussicht auf eine lustige Nacht, munter und guter Dinge, und einem vollen Beutel in der Tasche.

Und jetzt!

Ich kam in Copiapo um drei Tage später an, als man mich dort erwartet hatte. Unterwegs gab ich mich für krank aus, aß in den Schenken, in welchen ich einkehrte, bloß einige Eier und trank Wasser, denn ich hätte mit den paar Realen, welche ich Juan's Großmuth verdankte, sonst unmöglich ausgereicht, zumal da ich, des elenden Kleppers halber, nur kurze Tagereisen machen konnte.

Das saure Gesicht des Sennor Serennas, welches derselbe bei meiner verspäteten Ankunft schnitt, heiterte sich aber nach einigen Tagen auf, und nach eben so viel Wochen war ich sein erklärter Liebling, und dies um so mehr, als meine Collegen mich einen Geizhals, und die Schönen Copiapas einen Duckmäuser schalten.

Der Grund von allem Dem lag auf der flachen Hand. Ich hatte keinen einzigen Medio mehr in der Tasche, besuchte deshalb keinen öffentlichen Ort, knüpfte keine Bekanntschaft an, ja ich rauchte nicht einmal Cigarren.

Dafür arbeitete ich im Geschäfte des Sennor

Serennas, aus Verzweiflung, wie verrückt, und studirte, aus Langweil, in meinen freien Stunden, als wolle ich den Doktorgrad erwerben.

Die Folge von allem Dem war, daß Das, was ich für mein größtes Unglück gehalten hatte, mein größtes Glück wurde, denn ich gewöhnte mich allmählig an eine regelmäßige Thätigkeit, erwarb mir eine Menge nützlicher Kenntnisse, und wurde, mit einem Worte, in kurzer Zeit aus einem Leichtfuße ein solider und brauchbarer junger Mann.

Ich kann eben nicht sagen, daß der Geist des ermordeten Alonso drohend an mein nächtliches Lager getreten wäre, aber in den ersten Monaten hatte ich dennoch stete Furcht, daß mein Abenteuer an den Tag kommen werde. Später indessen dachte ich kaum mehr an dasselbe.

Mein Vater, welchem der alte Serennas die günstigsten Berichte über mich abstattete, gestand mir später, daß er anfänglich überzeugt gewesen sei, ich habe einen andern jungen Mann an meiner Stelle nach Copiapo geschickt; als sich aber endlich dennoch herausstellte, daß wirklich mit mir selbst jene nie geglaubte Veränderung vorgegangen sei, war er natürlich entzückt.

Nach etwa einem Jahre wurde ich aus meinem Exil zurückgerufen, trat wieder in das Geschäft

meines Vaters, und blieb ich auch nicht dem, in Copiapo befolgten, Systeme vollständig treu, so verfiel ich doch wenigstens keineswegs wieder in den alten Leichtsin.

Ich mochte mich vielleicht ein weiteres Jahr lang bereits wieder in Valparaiso befunden haben, als ich eines Tages am Hafen spazieren ging, und einen Haufen Kettensträflinge an mir vorübergehen sah, welche bekanntlich bei uns, wie in anderen Staaten, zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden.

Auf den ersten Blick erkannte ich mitten unter denselben meinen alten guten Freund, den Sennor Juan Astutos. Auch er erkannte mich augenblicklich, und machte mir, indem er stehen blieb, eine so ungeheuer tiefe Verbeugung, daß es einem der Aufseher auffiel und er ihm befahl, weiter zu gehen.

Da ich den Aufseher kannte, so fragte ich denselben, ob es nicht erlaubt sei, mit Juan einige Worte zu sprechen.

„Wenn ich dabei sein darf,“ antwortete dieser, „kann es sein.“

„„Heißt das, wenn es mir gefällig ist,““ fügte Juan bei.

Der Aufseher warf ihm einen drohenden Blick zu; aber ich fragte ihn, ob er ein Glas Wein mit mir trinken wolle.

„Immer noch der alte Caballero,“ versetzte hierauf Juan; „aber ich nehme Ihr Anerbieten an, und wenn Sie mir guten Wein vorsehen, werde ich Ihnen reinen Wein einschenken.“

Wir gingen hierauf in eine nicht weit entfernte Matrosenschenke, welche zu jener Jahreszeit wenig besucht war, und nachdem Juan mit Kennermiene den Wein geprüft hatte, sagte er:

„Es ist ein elendes Geföß, aber sie haben hier keinen andern. Wenn Sie indessen ein Paar Thaler zulegen wollen, so will ich ihn für gut annehmen.“

„„Es ist ein gefährlicher Gauner, Sennor!““ fiel der Aufseher ein.

Juan zuckte, mitleidig lächelnd, die Achsel, und hielt mir die geöffnete Hand hin.

Ich gab ihm Geld.

„Jetzt fragen Sie,“ sagte er, „denn ich vermuthe, daß Sie über einige Begebenheiten, welche in jener gemüthlichen Nacht vorsielen, im Unklaren sind.“

„„Zuerst will ich Ihnen mit wenigen Worten sagen,““ fiel der Aufseher ein, „„wer dieser Kerl

ist. Zuerst Schauspieler oder Gaukler bei einer herumziehenden Truppe, dann Dieb und Gauner, versammelte er, während der Freiheitskämpfe, eine gewisse Anzahl anderer Strolche um sich, raubte, ohne Unterschied der Parthei, auf die unverschämteste Weise, und wußte sich stets allen Nachforschungen schlau zu entziehen.

„„Endlich aber brachen die Schufte, bei hellem Tage, in das Kloster San Antonio zu Santjago ein, und stahlen das ganze Eigenthum der frommen Väter. Dann aber verschwanden sie plötzlich, und erst vor kurzer Zeit fand man ihren Schlupfwinkel, und konnte sie überführen, indem sie ihr jenesmaliges Geschäft, die Schmuggelei, mit allzugroßer Offenheit betrieben. Sie hatten die Frechheit, jenes Dorf, was sie sich erbauten, selbst Picaracasa\*) zu nennen, und ohne Zweifel ist dort mancher Mord verübt worden.““

„Ist Nichts bewiesen worden,“ sagte Juan lakonisch.

„„Sagt mir,““ fiel ich ein, „„war nicht auch ich in Gefahr, ermordet zu werden?““

„Natürlich,“ sagte Juan lachend, „da ich aber von jeher gern Narrheiten trieb, so zog ich es

\*) Etwa „Schuftenhausen.“

vor, jene Comödie mit Ihnen zu spielen. Hätten Sie Ihr Geld nicht der Wittwe des Monso freiwillig gegeben, so hätte ich unsere Leute kaum zurückhalten können. Aber sie hatten vielen Spaß an der ganzen Geschichte, und so ließ man Sie laufen.

„„Es ist also durch jenen Schuß Niemand verwundet worden.““

Juan tippte mit dem Zeigefinger einige Male an seine Stirn, als wollte er sagen: Dummkopf, er sagte indessen bloß:

„Blind geladen.“

„„Und die Klappe?““

„Keine vorhanden.“

„„Warum entstand denn auf dem Boote, nach welchem ich schoß, ein so über alle Maßen furchtbares Geschrei?““

„Weil unsere Leute, welche sich in jenem Boote befanden, Chilenen waren, welche selten bei einem gelungenen Stückchen ihren Uebermuth zähmen können. Anstatt einfach einen Schmerzensschrei auszustößen, machten sie jenen höllischen Lärm.“

„Ich hatte genug zu thun, um durch meine Traurigkeit Ihre Gedanken abzulenken. Sie hörten ja wohl, wie die drei Schlingel lachten, als die

Wittwe des Alonso ihre Lektion verkehrt vorbrachte. Ich wählte, des Scherzes halber, eine abscheuliche und halb blödsinnige Alte aus unserem Dorfe zu dieser Rolle, aber es wäre fast schief gegangen, und ich hatte viele Mühe, Sie zu retten, das heißt Sie zu bewegen, das Geld gutwillig herzugeben," setzte er bedeutungsvoll hinzu.

„„Was habt Ihr denn mit meinem armen Pferde angefangen?““

„Capitalpferd! Nach drei Tagen um zehn Unzen verkauft! Nachdem ich von dem Diener Ihres Herrn Vaters, jenem Pedro, dem größten Dummkopfe, der mir je vorgekommen, Alles erfahren, was ich von Ihren Verhältnissen wissen wollte, schob ich, in jener Fonda, ein Steinchen zwischen Huf und Beschlag Ihres Braunen. — Sie hatten die Schlucht noch nicht verlassen, als er bereits wieder auf seinen vier Füßen stand.“

„„Ich muß gestehen,““ sagte ich, „„daß ich ein Einfaltspinsel war, aber Ihr seid nichts desto weniger ein großer Spitzbube.““

Juan verneigte sich, wie es seine Gewohnheit war, tief und sagte:

„„Ich gestehe Beides zu. Es ist nicht meine Gewohnheit, vornehmen Herren zu widersprechen.““

„„Ich danke für Eure Artigkeit,““ erwiderte

ich, „„und da ich überhaupt jetzt fast Alles weiß, was ich wissen wollte (obgleich man alles Das auch leicht hätte errathen können), so glaube ich, könnten wir uns trennen. Uebrigens fällt mir da noch Etwas ein,““ setzte ich hinzu, als denke ich erst jetzt an eine ganz unbedeutende, und mir vollkommen gleichgültige Sache, „„worüber ich gern Aufschluß von Euch haben möchte.““

Juan trank rasch sein Glas aus, und reichte dasselbe dem Wirth, um es wieder zu füllen. Hierauf sah er mich mit einem nachdenklichen Gesicht an.

„Noch Etwas? was in aller Welt könnte denn das sein?“

„„Ich glaube,““ sagte ich, „„Eure Ehe mit Sennorita Clara war nicht kinderlos.““

„„Ehe?“““ fiel hier der Aufseher ein, „„der Spitzbube war nie verheirathet.“““

„Ihr schmäht die bravste Gattin und Mutter,“ versetzte Juan sanft.

„„Ihr gesteht also, daß Sennorita Clara Mutter war?““

Juan verbarg das Gesicht in seine Hand.

„Ach, warum sollte sie nicht Mutter gewesen sein,“ sagte er hierauf, „ist nicht Mutter werden die süßeste Pflicht des Weibes?“

Ich wurde ungeduldig.

„„Mit einem Worte,““ rief ich aus, „„wo ist Carolina, Eure Tochter, was ist aus ihr geworden?““

„Ihr reißt mit rauher Hand die kaum verharschte Wunde eines armen Vaters auf, eines armen Gefangenen, der Nichts hat, um das harte Loos seines unglücklichen Kindes in Etwas erleichtern zu können.“

Thränen rollten, bei diesen Worten, über die gebräunten Wangen Juan's.

Der Aufseher betrachtete ihn aufmerksam, und sagte hierauf:

„„„Fast glaube ich, diesmal ist es ihm wirklicher Ernst.“““

„„Wenn ich Etwas thun kann,““ fiel ich jetzt ein, „„um die Lage Carolina's zu erleichtern, so bin ich gern erbötig —““

„Ha!“ rief Juan empört, „Sie wollen wissen, wo sie sich aufhält — nein! nimmermehr!“

„„Juan! ich ehre auch im Verbrechen das Gefühl eines Vaters, der für die Ehre seines Kindes zittert. Hier habt Ihr einstweilen eine Unze, sendet sie Carolinen.““

Juan nahm das Goldstück und barg es in

seiner Tasche. Dann sah er mich starr an, und sagte:

„In der Länge läßt sich, das sehe ich ein, dieser Schwindel doch nicht fortführen, ich will Ihnen also sagen, wo Sie Carolina treffen können. Der dicke Kerl ist gegenwärtig Knecht bei einem Bauer in Casa blanca.“

„„Dicke Kerl!““ rief ich entriistet, „„Knecht! was soll das heißen?““

„Nun, als Sie an jenem genußreichen Abende in Pícaracasa so viel von Ihren Eroberungen zu erzählen wußten, schöpfte ich die Hoffnung, daß man vielleicht Ihnen auch durch ein Liebesabenteuer ein unschuldiges Vergnügen bereiten, und uns einen kleinen Vortheil verschaffen könne.“

„Ich wählte zu diesem Zwecke den schlauen und verschlagenen, vierzehnjährigen Jungen eines Nachbarn aus, welchen wir, in Ermangelung einer halbwege anständigen Frauentracht, in ein großes Bettlaken hüllten. Der Bengel war, für sein Alter, ungewöhnlich fett, aber es scheint sogar, als habe Ihnen dies gefallen.“

Ich fühlte, daß ich während dieser Aufklärungen roth geworden war, wie ein gekochter Krebs, indessen sagte ich kein Wort, sondern nahm mei-

nen Hut, und nachdem ich die Beche berichtigt, wendete ich mich zur Thür.

„Noch einen Augenblick,“ rief Juan „mit Ihrer Erlaubniß! Ich hatte einmal das Glück, als Sie sich eben in Verlegenheit befanden, Ihnen eine gewisse Summe anbieten zu dürfen. Ich weiß nicht, ob ich so unbescheiden sein darf, um die Rückerstattung zu bitten. Meine gegenwärtigen, unverschuldeten Verhältnisse —“

Der Aufseher legte sich in's Mittel: „„„Wenn das eine neue Erpressung ist, so kann ich das nicht länger dulden,“““ sagte er.

„„„Nein,“““ erwiderte ich, noch röther werdend, „„er gab mir jenes Mal, nachdem er mich um Alles bestohlen hatte, in der That ein paar Thaler.“““

Mit diesen Worten warf ich ihm abermals eine halbe Unze hin, und entfernte mich rasch.

Juan rief mir nach:

„Ich stehe ein ander Mal zu Diensten!“

Aber ich habe ihn nicht wieder gesehen, denn so oft ich später, in der Entfernung, eines Trupps Sträflinge ansichtig wurde, nahm ich jedes Mal einen Umweg. —

„„„Sind Sie zufrieden mit meiner Erzählung?“““ fragte mich schließlich Don Frederico.

„Ausgezeichnet,“ erwiederte ich, obgleich innerlich überzeugt, daß die eine Hälfte erfunden war, und die andere sich vortheilhafter ausgenommen haben würde, wenn sie besser erzählt worden wäre.

Ende des zweiten Bandes.

1/3  
2

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

- Hinrichs, Dr. H. F. W.**, ordentlicher Professor an der Königl. Universität zu Halle. Die Könige. Entwicklungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. (Unveränderter Abdruck.) gr. 8. broch. 2 $\frac{1}{3}$  Thlr.
- Horn, Uffo**, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.
- Klencke, Dr. H.**, Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 $\frac{1}{2}$  Thlr.
- Lippard, Georg**, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.
- Livingstone, Dr. David**, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lobe. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. 2 Bde. gr. 8. broch. 5 $\frac{1}{3}$  Thlr.
- Mötern, Philipp van**, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. gr. 8. broch. 4 $\frac{1}{4}$  Thlr.
- Möllhausen, B.**, Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$  Ngr.

1890  
1891  
1892  
1893  
1894  
1895  
1896  
1897  
1898  
1899  
1900  
1901  
1902  
1903  
1904  
1905  
1906  
1907  
1908  
1909  
1910  
1911  
1912  
1913  
1914  
1915  
1916  
1917  
1918  
1919  
1920  
1921  
1922  
1923  
1924  
1925  
1926  
1927  
1928  
1929  
1930  
1931  
1932  
1933  
1934  
1935  
1936  
1937  
1938  
1939  
1940  
1941  
1942  
1943  
1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025  
2026  
2027  
2028  
2029  
2030  
2031  
2032  
2033  
2034  
2035  
2036  
2037  
2038  
2039  
2040  
2041  
2042  
2043  
2044  
2045  
2046  
2047  
2048  
2049  
2050  
2051  
2052  
2053  
2054  
2055  
2056  
2057  
2058  
2059  
2060  
2061  
2062  
2063  
2064  
2065  
2066  
2067  
2068  
2069  
2070  
2071  
2072  
2073  
2074  
2075  
2076  
2077  
2078  
2079  
2080  
2081  
2082  
2083  
2084  
2085  
2086  
2087  
2088  
2089  
2090  
2091  
2092  
2093  
2094  
2095  
2096  
2097  
2098  
2099  
2100

30368



13



